1,50 DM / Band 127
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12,-

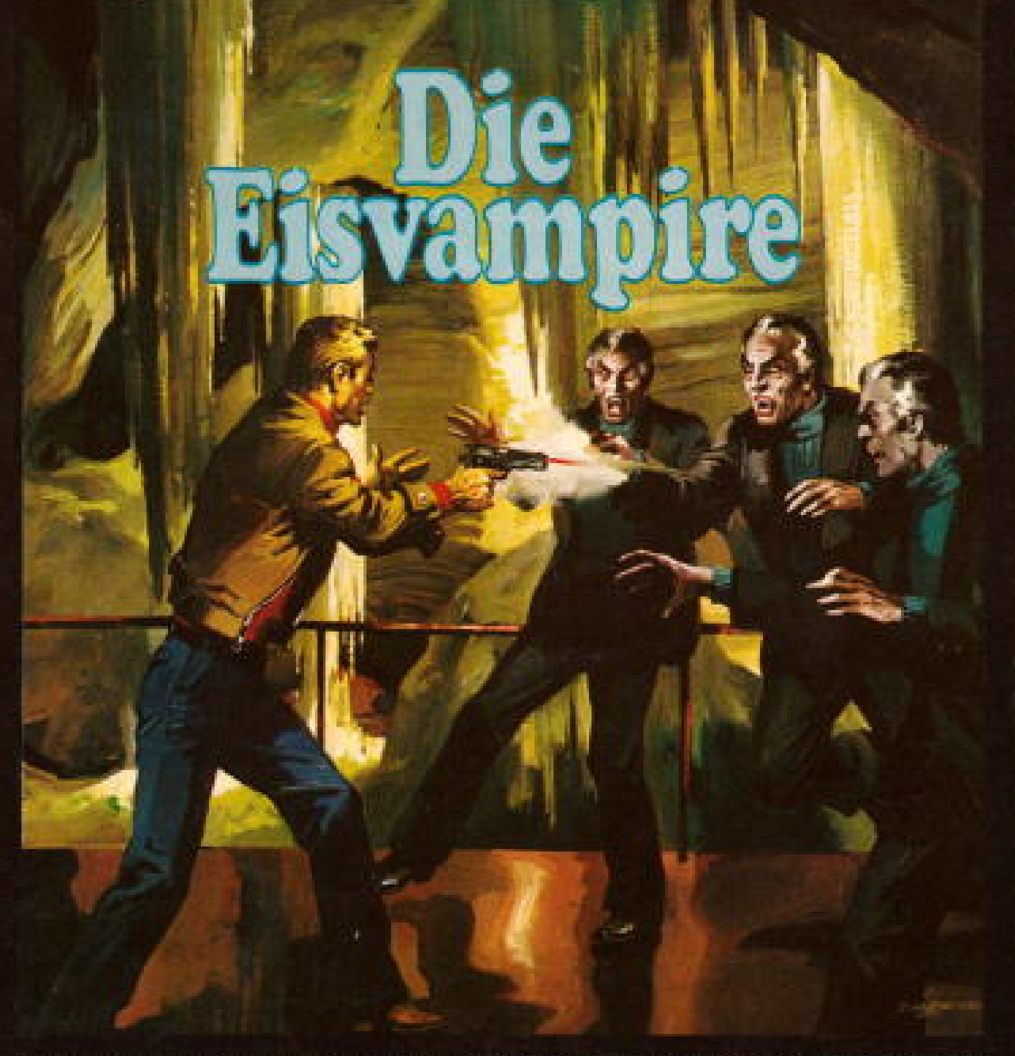
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Die Eisvampire

John Sinclair Nr. 127

von Jason Dark

erschienen am 09.12.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Eisvampire

Man hatte sie aus Ungarn vertrieben. Drei schaurige Gestalten, drei Vampire – die Brüder Konya.

Im Nachbarland Österreich fanden sie Unterschlupf. Sie verkrochen sich in den Eishöhlen des Dachsteins und wurden dort eingefroren.

Über 400 Jahre gaben sie Ruhe, waren sie von einer dicken Eisschicht bedeckt.

Doch eines Tages taute das Eis.

Die Vampire waren frei…

Es gibt sie – die Dämonen, die Geister und Gespenster, die Wesen der Finsternis.

Sie alle bilden einen höllischen Reigen und haben – so verschieden sie auch sind – nur ein Ziel.

Die Vernichtung des Menschen!

Dafür setzen sie alles ein. Den überraschenden Angriff, das reine Chaos und Entsetzen, aber auch andere Methoden.

Die Infiltration oder Unterwanderung, die Spionage, das raffinierte Überwachen, das Aufspüren von günstigen Gelegenheiten, um dann schnell und grausam zuschlagen zu können.

Überall auf der Erde haben sie ihre Plätze, ihre geheimen Orte, wo sie sich zusammenfinden und beratschlagen. Da werden die neuen Pläne erstellt, werden Befehle entgegengenommen, die aus den Dimensionen des Schreckens zu ihnen gelangen.

Das alles wußte auch Myxin, der Magier. Lange genug war er selbst Dämon gewesen, hatte das Gute bekämpft und sich dann gegen seine eigenen Brüder gestellt. Das nahm man ihm übel. Myxin wurde verbannt. Dafür sorgte in erster Linie Asmodina, die Teufelstochter, sie nahm Myxin praktisch seine magischen Fähigkeiten weg. Eine brutale, grausame Strafe, denn ein Magier ohne Magie ist wie ein Schiff ohne Boden.

Es versinkt.

Doch Myxin wehrte sich. Er wollte nicht untergehen. Irgendwie mußte es ihm gelingen, seine Fähigkeiten zurückzubekommen. Er hatte die Demütigungen über sich ergehen lassen, und dann, als ein gewisser Punkt erreicht war, schaltete auch Myxin auf stur.

Er zog sich zurück.

Selbst von seinen jetzigen Freunden. Er meditierte in der Einsamkeit der Berge, versuchte mit anderen Welten Kontakt aufzunehmen und mobilisierte Restkräfte, die noch in ihm schlummerten.

Alles in ihm hatte Asmodina nicht zerstören können. Etwas war zurückgeblieben, Myxin konnte ein wenig aufatmen. Er beherrschte seine Gedanken wieder, konnte auch einfache Beschwörungen durchführen und wurde praktisch ein Magier-Lehrling.

Natürlich hatte er nichts vergessen. Vor allen Dingen Asmodina nicht, der er alles verdankte.

An ihr wollte er sich rächen. Myxin hatte Zeit. Wenn es sein mußte, Hunderte von Jahren. In ihrer Überheblichkeit hatte Asmodina einen Fehler gemacht. Sie hätte Myxin töten sollen. Das tat sie nicht, und der kleine Magier wollte fortan nur für seine Rache leben.

Vielleicht gab es noch mehr Dämonen, die unzufrieden mit ihrer Führerin waren. Wenn man die finden und wie man so schön sagt, unter einen Hut bringen konnte, war das bereits der halbe Sieg.

Deshalb war Myxin unterwegs.

Ein ruheloser Wanderer und Sucher, der sein Ziel nie aus den Augen verlor. An das Sinclair-Team hatte er sich lange Zeit nicht mehr gewandt. Er kam sich irgendwie schäbig vor, weil er nicht mehr der gleiche war wie früher. John Sinclair hatte ihm zwar die Freundschaft angeboten – über diese Geste hatte sich Myxin sehr gefreut –, aber er wollte nicht in die Abhängigkeit des Sinclair-Teams geraten. Der kleine Magier mit der leicht grünlich schillernden Haut und dem schmalen Gesicht wollte sein eigener Herr bleiben.

Er war in den letzten Wochen wieder nach England zurückgekehrt. Nach dem großen Sieg über Caligro, dem gefährlichen Magier. Daß dieser Sieg überhaupt errungen werden konnte, war nicht zuletzt Myxins Verdienst. Dadurch hatte er Selbstvertrauen gewonnen und sah sich bestätigt.

Caligro Island war Vergangenheit; die Zukunft lag vor ihm. Sie mußte gepackt werden.

Wie gesagt, Myxin kannte die Stätten, wo sich seine ehemaligen Brüder aufhielten. Und dort wollte er sich umsehen. Vielleicht konnte er Verbündete finden, denn im Reich der Finsternis war es wie bei den Menschen.

Nicht alle waren mit ihrer Regierung einverstanden.

Das wußte Myxin, und daraus wollte er Kapital schlagen.

Meist war er nachts unterwegs. Da suchte er die alten Friedhöfe ab oder durchstöberte verlassene Ruinen und Schlösser. Er hatte einen Riecher dafür, wo sich Dämonen verborgen hielten und er würde sie finden.

Wie jetzt.

Myxin befand sich in der Nähe von London. Im Highwood Forest, einem Waldgebiet, das in gewissen Kreisen einen besonderen Namen hatte. Denn hier wurden Schwarze Messen gefeiert, und so mancher Dämon war schon beschworen worden.

Dieser Ort war ein Platz des Bösen.

Er lag versteckt, fernab der Schnellstraße. Auf einer Lichtung hatten sie sich getroffen, und die Spuren waren nicht zu übersehen.

Magische Steine bildeten einen Kreis. Es waren sogenannte Teufelssteine, die rötlich schimmerten und angeblich aus der Hölle stammen sollten. Ob es stimmte, wußte selbst Myxin nicht.

Wurde ein Dämon beschworen, so glühten die Steine auf und stellten die Verbindung in eine andere Welt her.

Tagsüber war der Platz harmlos. Spaziergänger, die hin und wieder vorbeikamen, hatten den Kreis oft genug zerstört, aber sich nie getraut, einen Stein mitzunehmen. Irgend etwas hielt sie immer davon ab. Es schien, als würden die Steine eine Warnung aussprechen.

Als Myxin den Platz erreichte, war alles still. Im Schatten der Bäume blieb der kleine Magier stehen und beobachtete.

Niemand befand sich auf der Lichtung. Aber die Ruhe war trügerisch, Myxin wußte das.

Er witterte wie ein Tier, spürte den Rest Magie, der noch über dem Kreis lag.

Ja, hier hatte er seine Chance.

Myxin löste sich aus der Deckung. Er hatte sich auf seinem Hinweg eine Waffe besorgt. Von einem Baum brach er einen Ast ab, den er zuspitzte. Der Ast war aus Eiche.

Eine tödliche Waffe für Vampire. Diesen Ast verbarg er unter seinem Mantel.

Vor Monaten noch wäre es ein Unding gewesen, daß Myxin seine Brüder mit den Waffen der Weißen Magie attackiert hätte. Jetzt hatten sich die Vorzeichen verändert.

Zu groß war sein Haß auf Asmodina.

Nicht umsonst hatte Myxin sich einen Eichenpfahl zurechtgeschnitzt. Er wußte, daß dieser Platz für eine Vampir-Beschwörung sehr geeignet war. Und Myxin wollte mit irgendeinem Vampir reden, aber auf seine Art und Weise.

Er legte noch zwei Steine zurecht, weil sie sich etwas außerhalb des Kreises befanden, dann blieb er mitten auf der Lichtung stehen.

Die Steine glühten noch in einem leichten Rot nach. Es war nur bei genauerem Hinsehen zu erkennen, und Myxin, der Magier, lächelte. Diese Steine brauchten nur aktiviert zu werden, er hatte richtig getippt.

Zwar hätte er eine normale Beschwörung kaum durchführen können, doch mit Hilfe der Steine mußte es ihm gelingen. Er ging in die Hocke.

Myxin konzentrierte sich.

Er kramte die alten Formeln aus seinem Gedächtnis. Böse Worte, die in einem ursächlichen Zusammenhang mit der Entstehung der Hölle standen. Nach jedem ausgestoßenen Satz beugte der Magier sich vor und zog von einem Stein aus eine Verbindungslinie zu sich heran, so daß er nach einigen Minuten im Mittelpunkt dieser Linien stand.

Es waren genau zehn.

Und zehn Finger besaß auch Myxin.

Er legte beide Hände flach auf den Boden, daß seine Fingerkuppen die Enden der Linien berührten.

Dann sprach er noch einmal die magischen Worte, und er hatte damit Erfolg.

Es schien, als würden die Worte einen Kraftstrom in Bewegung setzen, der die Steine erfüllte und sie dunkelrot aufglühen ließ.

Plötzlich knisterte die Luft über dem Kreis, während der Wald weiterhin in die Schwärze der Nacht gehüllt war.

Die Beschwörung gelang!

Über Myxin erklang ein hohles Pfeifen in der Luft, das überging in ein Jammern.

Und dann sah er die Gestalt!

Sie materialisierte sich direkt über der Lichtung. Und sie war in der Tat ein Vampir.

Eine Fledermaus!

Noch war sie nur schemenhaft zu erkennen, aber Myxin sah schon deutlich die beiden großen Flügel, die auf- und niederschwebten, als das Biest heranflog.

Langsam ließ es sich nieder.

Myxin erhob sich und trat bis an den Rand des Kreises zurück.

Seine rechte Hand verschwand unter dem langen Mantel. Die Finger umklammerten den Eichenstab.

Der Vampir war gelandet. Noch immer strahlten die Steine. Sie übergossen die riesengroße Fledermaus mit ihrem blutigen Schein und ließen sie noch schlimmer erscheinen, als sie ohnehin schon war.

Der Vampir drehte sich und faltete seine Flügel zusammen. Jetzt wirkte er um die Hälfte kleiner.

Er schaute Myxin an.

Der Magier sah die kleinen, grausamen und tückischen Augen, das im Verhältnis dazu übergroße Maul und die spitzen Zähne, die so typisch für diesen Blutsauger waren.

Der Vampir schüttelte sich, als hätte ihn jemand mit Eiswasser übergossen, dann sprach er Myxin an.

»Du hast mich gerufen?«

»Ja.«

Ein heiseres Krächzen drang aus dem Maul der großen Fledermaus. »Was bildest du dir eigentlich ein? Ich kenne dich, ich weiß, wer du bist: Myxin, der Herr der Schwarzen Vampire. Doch sie gibt es nicht mehr, sie sind vernichtet worden, und du hast dich gegen Asmodina gestellt, die dir deine Strafe gab. Du bist ein Ausgestoßener, hast mit uns nichts mehr zu tun. Was willst du also?«

»Mit dir reden.«

»Es ist uns verboten worden, mit dir Kontakt aufzunehmen. Es sei denn…« Er sprach nicht mehr weiter, sondern breitete langsam die Flügel aus.

»Wieso – es sei denn…«

»Ja, es sei denn, wir würden dich töten!«

Jetzt war es heraus, und damit hatte Myxin eigentlich gerechnet.

Für ihn wäre es eine Schande gewesen, wenn ein niederer Dämon, wie dieser Vampir es war, ihn umgebracht hätte. Bewiese es doch, warum sich Asmodina nicht mehr mit ihm abgab.

Aber so einfach wollte es Myxin seinen ehemaligen Brüdern doch nicht machen. Er war schließlich auf diese Begegnung vorbereitet.

»Dann willst du mich töten?« erkundigte sich Myxin.
»Ich versuche es zumindest.«
Myxin lächelte. »Du redest doch Unsinn. Glaubst du denn, ich wüßte nicht, in welch eine Gefahr ich mich begeben habe, als ich dich anrief? Ich habe damit gerechnet, daß du mich töten würdest. Deshalb bin ich nicht unvorbereitet.«
Jetzt lachte der Vampir. Es klang überheblich und spöttisch zugleich. Myxin erkannte diesen Wesenszug wieder. Er war schließlich nicht anders gewesen. Aber er wußte auch, daß Dämonen ihre Kräfte oft überschätzen, weil sie nicht wahrhaben wollten, daß es Personen gibt, die sie besiegen können.
»Asmodina hat dir sämtliche Kräfte genommen«, höhnte der Vampir. »Was willst du eigentlich?«
»Nur mit dir reden.«
»Da gibt es nichts zu besprechen.«
Sekundenlang schwiegen sie. Zwischen den beiden stand eine Wand aus Schweigen. Dann hob Myxin die Schultern und sagte:
»Ich werde diesen Kreis verlassen, du kannst wieder zurückkehren.«
Er hatte diese Worte bewußt so gewählt und wandte sich auch schon ab, als die Fledermaus reagierte.
Sie breitete ihre Schwingen aus. Sie waren so groß, daß sie fast über den Kreis hinausstachen.
Dann stieß der Blutsauger sich blitzschnell ab und segelte auf Myxin zu…

***

Der kleine Magier hatte mit dieser Attacke nicht nur gerechnet, sondern sie erwartet. Bevor der Vampir ihn erreicht hatte, wirbelte er herum und zog seinen Pfahl.
Blitzschnell stieß er zu.
Der Vampir kreischte auf. Er hatte die Flügel ausgebreitet und präsentierte seine Brust. Voll wäre er in die Falle gelaufen, hätte Myxin zugestoßen.
Mit der linken Hand jedoch umkrallte er den Kopf des Vampirs und zwang den Blutsauger zu Boden, der sofort seine beiden Schwingen wieder eingezogen hatte.
Plötzlich war der kleine Magier über ihm und setzte ihm den Pflock dorthin, wo auch das Herz der Fledermaus schlug.
»Eine falsche Bewegung nur, und ich stoße zu!« drohte er.
Der Vampir lag still.
»Können wir jetzt reden?« fragte Myxin.
»Was willst du wissen?«
»Du sollst mir erzählen, welche Attacken deine Brüder vorhaben. Was für Pläne schmiedet Asmodina?«

»Ich… ich weiß nicht.«
Myxin verstärkte den Druck.
Die Fledermaus wand sich auf dem Boden. »Wenn ich es dir doch sage«, keuchte sie. »Ich… ich bin viel zu unbedeutend, man weiht mich in nichts ein.«
»Das glaube ich dir nicht«, erwiderte Myxin. »Ich habe selbst lange genug in eurem Reich gelebt und weiß, daß über Pläne geredet wird. Und es existieren Tausende solcher Pläne. Aber ich will nur über Asmodina Bescheid wissen. Was hat sie vor?«
»Sie hat sich mit Dr. Tod verbündet.«
»Das weiß ich. Ich will wissen, wo sie zuschlagen!«
»Man hat mir nichts gesagt.«
Myxin überlegte. Das konnte stimmen, denn niederen Dämonen wurde kaum etwas gesagt.
»Du weißt, daß ich dich töten kann«, flüsterte der kleine Magier und schaute dabei in das verzerrte Gesicht der Riesenfledermaus.
Sie hatte weiterhin ihr Maul aufgerissen. Myxin sah die langen, spitzen Eckzähne. Am liebsten hätte er sie abgeschlagen. »Ist dir das klar?«
»Ja.«
»Aber ich mache es nicht. Ich lasse dich am Leben, Blutsauger.«
Die kleinen Augen der Fledermaus leuchteten auf. »Soll ich dir dafür danken?«
»Nein, ich will was anderes.«
»Was?«
»Ich möchte mich morgen mit dir treffen. Dann sollst du mir etwas über Asmodina erzählen.«
»Nein!« keuchte der Vampir. »Das kann ich nicht. Ich weiß nichts von der Teufelstochter.«
»Überlege es dir. Und komm nur nicht auf den Gedanken, mich reinlegen zu wollen. Ich würde dich ein zweitesmal beschwören und dann umbringen.«
»Aber man sagt mir nichts«, stöhnte der Vampir. »Du… du mußt mir glauben.«
Myxin wankte. Wenn dieser Blutsauger sich so gab, dann wußte er vielleicht doch nichts.
Der Vampir wertete Myxins Schweigen als falsch. Er nahm an, daß er sich überlegte, ob er ihn töten sollte, deshalb sagte er schnell: »Aber es gibt da eine andere Sache, über die ich dir etwas sagen kann.«
»Und die wäre?«
»Genaues weiß ich noch nicht. Ich muß erst nachforschen. Es hat aber was mit meinen Blutsbrüdern zu tun.«
»Geht es um Vampire?«
»Ja.«

»Gut, wir sehen uns morgen wieder«, lenkte Myxin ein. »Aber nicht hier, sondern in London. Den genauen Ort gebe ich dir noch bekannt.« Der Magier erhob sich. Der Eichenpfahl lag nach wie vor fest in seiner Hand. Myxin erklärte der Fledermaus noch, wo er sie zu treffen gedachte. Dann konnte sie verschwinden.

Myxin hoffte, daß sein Plan aufgegangen war. Wenn ja, stärkte das sein Selbstbewußtsein, was für seine weitere Zukunft ungeheuer wichtig war…

***

Der Teergeruch störte mich.

Unangenehm spürte ich ihn in meiner Nase, und ich bemühte mich krampfhaft, ein Niesen zu unterdrücken. Es gelang mir kaum, denn auf dem Teerdach lag eine dicke Staubschicht. Bei jedem Ausatmen wurde ein Teil davon aufgewirbelt.

Eine verrückte Idee, hier mitten in der Nacht auf dem Schuppen zu liegen, aber Myxin, der kleine Magier, hatte es nicht anders gewollt. Ich war fast vom Hocker gefallen, als mich sein Anruf erreichte und er mich in die alte Schrebergartenanlage bestellte, wo er mir dann klarmachte, daß er Besuch von einem Vampir erhalten würde. Er selbst traute dem Braten nicht so, er glaubte zwar, daß die Riesenfledermaus erscheinen würde, aber nicht allein. Und deshalb wollte auch Myxin Rückendeckung haben.

Die Rückendeckung war ich.

Ich war auf das Dach einer Laube geklettert, hatte dunkle Kleidung angezogen, so daß ich optisch fast mit der schwarzen Teerpappe verschmolz. Beretta, Kreuz und Dolch trug ich bei mir. Myxin hatte ich meine Druckluftpistole gegeben, damit auch er nicht waffenlos dem Vampir gegenübertrat.

Und jetzt warteten wir.

Um Mitternacht sollte das Treffen stattfinden. Bis zu diesem Zeitpunkt waren es noch zehn Minuten.

Myxin hatte es sich auf einer Bank bequem gemacht. Sie stand vor der Laube, und wer dort saß, konnte einen Blick in den kleinen Garten werfen, in dem das meiste schon geerntet worden war. Nur noch Kohl und Kartoffeln standen dort.

Mir gefielen auch die hohen Sonnenblumen. Leider hatten sie ihre Köpfe gesenkt und blickten irgendwie traurig zu Boden.

Glitt mein Blick weiter, also über den Garten hinweg, so schimmerte in der Ferne Londons Lichterkette. Es war ein faszinierendes Bild, das farbige Spektrum einer Weltstadt.

Lange würde dieses Gebiet hier auch nicht mehr den Schrebergärtnern gehören. Man hatte vor, Hochhäuser zu errichten, vor allen Dingen für die farbige Bevölkerung der Millionenstadt, die

immer noch in den Slums hauste.

Ich legte mich etwas bequemer hin und schaute auf meine Uhr.

Jetzt waren es nur noch fünf Minuten bis zum vereinbarten Treffpunkt. Hoffentlich war der Vampir, von dem Myxin nicht einmal den Namen wußte, auch pünktlich.

Ich suchte den Himmel ab.

Außer einigen Sternen sah ich nichts. Kein Schatten, der das dunkle Blau verdüsterte, alles war glatt und klar. Die Positionsleuchten einer dem Flughafen entgegenstrebenden Maschine wirkten wie unendlich ferne Glühwürmchen.

Da meldete sich Myxin. Ich hörte einen Zischlaut und rutschte ein wenig vor, so daß ich über die Kante des Laubendachs schauen konnte.

»Was ist denn?«

»Er kommt.«

»Ich sehe nichts.«

Myxin lachte leise. »So etwas spüre ich. Völlig habe ich meine alten Fähigkeiten nicht verloren.«

»Wie schön für dich.« Ich mußte grinsen. Myxin stellte oder wollte mir immer wieder unter Beweis stellen, daß er so schwach gar nicht war. Ich freute mich auch für ihn mit, daß es ihm wieder besser ging.

Ich rollte mich auf den Bauch und zog meine Beretta. Das Magazin war mit Silberkugeln geladen. Erst vor kurzem hatte ich ein neues Paket geschickt bekommen. Der gute Pater Ignatius oben in Schottland vergaß mich eben nicht.

Auch Myxin war aufgestanden. Ich hörte, wie er einen Schritt weiterging. Unter seinen Sohlen knirschte der Sand.

Noch zwei Minuten.

Hoffentlich gelang der Bluff. Der Vampir sollte mich nicht sehen, denn dann würde er mißtrauisch werden.

Und dann hörte ich das Rauschen. Zum Glück in meinem Rücken. Ich preßte mich noch enger gegen die alte Teerpappe und wartete ab. Das Rauschen verstärkte sich. Ein Schatten streifte mich, dann vernahm ich das Klatschen von Flügeln, und im nächsten Augenblick setzte der Vampir dicht neben Myxin zur Landung an.

Seine Schwingen fielen ineinander. Ich rutschte ein wenig vor und konnte über den Dachrand peilen.

Diese Fledermaus war wirklich ein Riesenbiest. Davor konnte man schon Angst bekommen, aber ich war gut gerüstet.

Myxin ging dem Untier einen Schritt entgegen. »Ich freue mich, daß du Wort gehalten hast«, sagte er.

»Ja, du bist auch gekommen. Allein?«

»Natürlich«, log Myxin. »Vor dir habe ich keine Angst, das sagte ich bereits einmal.«

»Gut.« Die Fledermaus ging auf das Thema gar nicht ein, sondern kam sofort auf den Kern der Sache zu sprechen. »Wie du weißt, habe ich gestern etwas angedeutet, und darüber möchte ich jetzt mehr berichten.«

Myxin war immer noch mißtrauisch. »Und das hat man dir so einfach gesagt?«

»Warum nicht?«

»Normalerweise ist man mit Informationen vorsichtiger«, hielt ihm Myxin entgegen.

»Es ging ja nicht um Asmodina, sondern um Brüder von mir.«

»Die etwas vorhaben.«

»Ja.«

»Wo?«

»Nicht hier.«

»Die Antwort hätte ich mir auch selbst geben können«, sagte Myxin. »Ich lasse mich nicht von dir für dumm verkaufen. Wo kann ich diesen Vampir finden?«

»Es sind genau drei!« bekam Myxin zur Antwort.

»Drei Vampire?«

»Ja, Brüder. Sie stammen aus Ungarn. Man nennt sie auch die Eisvampire.«

»Dann muß ich nach Ungarn?«

»Nein, nach Österreich. In die Eishöhlen des Dachstein-Gebirges. Dort ist ihr Revier. Jahrhundertelang waren sie im Eis eingeschlossen, doch nun ist ihre Zeit gekommen; man will sie aufwecken.«

»Und warum?«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

»Aber du weißt die Namen der drei Vampire?« fragte Myxin.

»Es sind die Gebrüder Konya. Sandor, Jarosz und Viri. Sie werden das Gebirge beherrschen und sich dort ihre Opfer holen. Es gibt ja genug davon.«

»Sind sie schon wieder zum Leben erweckt worden?« hakte der kleine Magier nach.

»Keine Ahnung. Ich habe dir alles gesagt, was ich weiß.«

Myxin nickte und legte den Kopf schief. Er war noch immer sehr mißtrauisch. Sein Blick schweifte in die Runde, ihm entging keine Einzelheit, doch von irgendwelchen Helfern des Vampirs war nichts zu sehen. Myxin hatte es insofern gut, daß sich die Laubenwand in seinem Rücken befand. Von hinten würde man ihn nicht angreifen können. Es war Myxin nach wie vor schleierhaft, wieso dieser Vampir seine Brüder verriet. Da stimmte was nicht.

»Willst du noch was wissen?« fragte der Vampir.

»Ja. Warum hast du die Gebrüder Konya verraten?«

»Du hättest mich sonst getötet.«

»Aber wenn es herauskommt, daß du ein Verräter bist, tötet man dich auch.«

»Es wird nicht herauskommen.«

Myxin nickte. »Dann ist es gut.«

»Kann ich jetzt wieder verschwinden?«

»Meinetwegen.« Myxin sprach das Wort gelassen aus, am liebsten hätte er den Vampir erledigt. Auf der anderen Seite hätte die Fledermaus sicherlich nicht gezögert.

So aber breitete sie ihre Schwingen aus und stieg in den nachtdunklen Himmel. Sie wurde schnell eins mit der Finsternis und war nicht mehr zu sehen.

Das war’s also.

Ich verließ meinen luftigen Standort und sprang zu Boden. Myxin schaute mich an.

»Hat dir nicht gefallen, wie?« fragte er mich.

Ich schüttelte den Kopf.

»Mir auch nicht.« Myxin war ehrlich.

»Obwohl er dir einige Namen genannt hat und dich auf die Gefahr im Dachstein hinwies.«

»Stimmt. Aber genau das stört mich. Ich habe lange genug in den Dimensionen des Schreckens gelebt. Verräter werden ungeheuer hart bestraft, und es kommt unter Garantie heraus, daß dieser Vampir seine Brüder verraten hat, deshalb rechne ich noch mit einer höllischen Überraschung.«

Der kleine Magier war pessimistisch. Wer sein Schicksal kannte, konnte ihm dies nicht verübeln.

»Ich hätte ihn doch töten sollen«, murmelte Myxin. »Schätze, das wäre besser gewesen.«

Da hielt ich mich raus. Dafür klopfte ich mir meine Kleidung ab.

»Sollen wir gehen?«

»Ja, mich hält hier nichts.«

»Dich lockt Österreich, wie?«

Myxin lächelte. »Und ob.«

Ich konnte den kleinen Magier verstehen. Wenn er mitfuhr und auf die Vampire traf, konnte er sich wieder beweisen. Und das brauchte er.

Meinen Bentley hatte ich am Beginn der Gartenanlage vor dem großen Tor abgestellt. Ich hätte auch über die Wege fahren können, doch ich wollte das Risiko einer vorzeitigen Entdeckung ausschalten.

Wir schritten durch den Garten zurück und waren schon dicht vor dem kleinen, grün gestrichenen Tor, als ich hinter mir das Rauschen hörte.

Ich drehte mich um.

Da stießen sie schon auf uns nieder. Sie kamen aus dem Dunkel der

Nacht. Drei Vampire…

***

Österreich!

Ein Land für Touristen, ein Kleinod zwischen der Schweiz und Ungarn. Mit weiten Ebenen im Nordosten und gewaltigen Gebirgsketten im Mittel- und Südteil.

Ein Land mit zahlreichen Seen, geschichtsträchtigen Städten und einer Tradition, die auch von der Neuzeit nicht übertüncht werden kann. Kurzum, ein Land zum Wohlfühlen.

Aber kein Land für Vampire! Obwohl die Stadt Wien ihre eigene blutige Geschichte hat und es gerade dort zahlreiche Spukhäuser und verwunschene Orte geben soll, wenn man den Einheimischen glauben darf.

Doch an Spukhäuser und Geistergeschichten mochte glauben, wer wollte, ein Mann wie Toni Berger nicht.

Er war ein richtiger Gebirgler. Kernig, mit sonnengebräunter Haut, blitzenden Augen und einem gesunden Schuß Humor. Ein Naturbursche, wie man ihn oft in Heimatromanen findet, obwohl der Berger Toni, wie er von seinen Freunden genannt wurde, schon 50 Lenze zählte. Aber die sah man ihm nicht an, und die grauen Fäden im lockigen Haar störten nicht, sie machten ihn höchstens noch interessanter.

Toni Berger lebte in Hallstadt, direkt am Hallstädter See, wo sich Österreich von einer seiner schönsten Seite zeigt. Wenn er aus dem Fenster schaute, sah er hinauf zu den Gipfeln des Dachstein-Gebirges, das wie eine gewaltige Festung auf die kleine Stadt am See niederschaute. Das Tal war eng. Die einzige Straße – von Bad Ischl kommend – führte durch einen schmalen Tunnel, und ängstliche Gemüter konnten in diesem kleinen Tal schon das Fürchten lernen.

Toni Berger fürchtete sich nicht. Er war in Hallstadt geboren und wollte auch hier sterben. Er mochte die Berge ebenso wie den See, wobei es ihm das Gebirge noch mehr angetan hatte.

Und da vor allen Dingen die weltbekannten Eishöhlen. Die liebte er über alles. Kein Wunder, denn die Eishöhlen brachten ihm sein täglich Brot. Toni Berger war Führer für Besichtigungstouren der Dachsteinhöhlen.

Und dies seit fast 30 Jahren.

Er kannte jeden Eiszapfen in der Höhle, jeden Stein und jede Holzstufe. Die Höhlen waren zu seiner zweiten Heimat geworden.

Oft waren es fünf Touren am Tag, und das schlauchte. Sein Sohn, der Max, der führte ebenfalls Touristen durch die Höhlen.

Als Toni Berger an diesem Freitagabend in der ersten Septemberwoche die letzte Führung abschloß, atmete er auf. Wieder

hatte er einen Tag hinter sich gebracht. Das fing morgens mit einer Schulklasse an, dann kamen Touristen aus Deutschland und Holland, und schließlich waren es Amerikaner, die sich unbedingt die gewaltigen Zapfen und Eisgebilde anschauen wollten.

Jetzt hatte Toni Berger Feierabend.

Er schaute der Gruppe noch nach, wie sie den Serpentinenweg zur Seilbahnstation hinunterschritt, dann zählte er sein Trinkgeld nach und kam auf die Summe von fast tausend Schilling.

Er betrat seine kleine Bude. Sie war in den Fels gehauen und befand sich links neben dem Eingang. Dort konnte man auch Ansichtskarten kaufen und einige Süßigkeiten.

Toni Berger stellte den Ständer mit den Karten in das Innere der Bude und machte sich an die Abrechnung. Die nahm immer mehr als eine halbe Stunde in Anspruch, aber sie mußte sein. Er wollte der Gesellschaft nichts schuldig bleiben.

Auch diesmal stimmte die Kasse. Es hatte bis auf einmal noch nie Unstimmigkeiten gegeben. Und auch die hatte er schnell aufgeklärt.

Man konnte sich auf Toni Berger verlassen. In jeder Hinsicht.

Denn Toni war auch ausgebildeter Bergführer und galt auf seinem Gebiet als eine lokale Kapazität.

Während Toni seine Pfeife schmauchte und hin und wieder einen Schluck Tee aus der Thermoskanne trank, trug er gewissenhaft die Einnahmen in sein Buch ein.

Als er zum Schluß einen doppelten Strich unter die Summe zog, nickte er zufrieden.

Wieder mal alles klar.

Es klopfte an die Tür.

Toni Berger schaute hoch. Er hatte abgeschlossen und wollte aufstehen, doch da tauchte das Gesicht seines Sohnes am schmalen Fenster auf. Toni Berger ging zum Fenster. Er öffnete.

»Was ist denn?«

Max deutete ins Tal. »Ich fahre schon hinunter. Bist du fertig?«

»Das schon.«

»Dann kannst du ja mitkommen.«

Toni schaute seinen Sohn an, der sein Ebenbild war. Nur eben Jahre jünger. »Nein, Max, ich will noch mal zurück in die Höhle. Da ist irgendwo ein Geländer nicht mehr ganz fest. Ich muß die Sache überprüfen und komme später nach.«

»Soll ich dir helfen, Vater?«

»Nein, das ist nicht nötig. Fahr du nur runter. Ich komme hier allein zurecht. Und sage dem Spengler Bescheid, daß er noch einmal hochkommt und mich mitnimmt.«

»Wird gemacht, Vater. Grüß dich.« Max verschwand. Stolz schaute Toni Berger seinem Sohn nach, der mit raumgreifenden Schritten den

Serpentinenweg hinunterging, der zur Seilbahn-Station führte.

»Ja, er ist schon ein Prachtbursche, der Max. Und die Hanni, seine Verlobte, kann froh sein, ihn zum Mann zu kriegen.« Er lächelte bei diesen Worten und dachte an seine eigene Jugend. Danach verließ er das Häuschen, schloß sorgfältig ab und nahm den Schlüsselbund mit. Er wandte sich scharf nach links und schritt auf die Eisentür zu, die sich vor dem Höhleneingang befand.

Er schloß die Tür auf und gelangte in einen breiten Gang, der etwa 30 Meter lang war und abermals vor einer Tür endete. Hinter der zweiten Tür begann der grandiose Eispalast innerhalb des Berges.

Toni Berger schloß auch diese Tür auf und machte Licht. Grubenlampen gaben ihren gelben Schein ab. Sie waren in jeweils unregelmäßigen Abständen an den Felsen befestigt. Sie markierten die Gänge und zahlreichen Wege.

Der erste Weg endete in einer gewaltigen Felshöhle. Hier war noch kein Eisbrocken zu sehen, die tauchten erst später auf, in der dritten Höhle. Über Bohlen schritt Toni Berger kräftig aus. Hohl hallten seine Schritte von den Wänden wider. Manchmal tropfte ihm Wasser in den Nacken. Es fiel aus den zahlreichen Felsspalten an der Decke dieser gewaltigen Höhle.

Der Weg machte einen Knick nach links, und über Holzstufen ging es in die Höhe. Dann verengte sich die Strecke. Die Wände wuchsen so dicht zusammen, daß man Mühe hatte, hindurchzukommen. Berger mußte sogar den Kopf einziehen.

Er gelangte in eine kleinere Höhle, lief jetzt über den normalen harten Boden weiter und kam danach in die erste große Eisgrotte.

Sie bot ein fantastisches Bild.

Das Eis war nicht weiß, sondern schimmerte grünlich. Wo zuvor die Felsen hochwuchsen, gab es jetzt nur noch diese meterdicke Eisschicht.

Es war auch um einige Grade kälter geworden. Das Thermometer stand dicht unterhalb des Gefrierpunkts. In dieser Höhle mußte der Fehler im Geländer sein.

Toni Berger wandte sich nach rechts, wo der Weg weiterführte.

Diesmal wieder über Holzbohlen, die eine regelrechte Schneise in das Eis schnitten.

Rechts und links schillerten die grünen Felder. Sie kamen Toni Berger immer wie ein gewaltiges, erstarrtes Meer vor. Die Strecke war durch ein Holzgeländer gesichert.

Berger ging jetzt langsamer. Er schaute sich das Geländer an und hatte keinen Blick für die Schönheiten der Grotte, wo meterlange Eisstalaktiten von der Decke wuchsen. Von ihren Spitzen tropfte das Wasser auf den Boden.

Toni Berger fand die Stelle.

Da war das Geländer tatsächlich locker. Wenn man härter dagegendrückte, würde es abfallen.

Das ging auf keinen Fall. Die Sicherheit war sehr wichtig. Toni Berger hatte jetzt kein Werkzeug dabei, um die Stelle zu reparieren, er wollte es morgen früh, noch vor der ersten Besichtigung, sofort nachholen.

Innerhalb weniger Minuten würde der Schaden behoben sein.

Berger brauchte nur die Latte auszuwechseln.

Eine Kleinigkeit.

Plötzlich horchte er auf. Er hatte ein Geräusch gehört. Als wäre ein Stein über den Boden gerollt. Es passierte schon mal, daß sich irgendein Stein aus dem Verbund löste, an sich nichts Besonderes, nur fiel es ihm jetzt auf, weil es doch sehr still in diesem gewaltigen Höhlenkomplex war.

Toni Berger zeigte sich nicht weiter beunruhigt. Er machte kehrt und wollte wieder zurückschreiten.

Da sah er die Gestalt.

Sie stand plötzlich auf dem schmalen Weg. Berger hatte sie nicht kommen hören, bis auf das verräterische Rollen des Steins, und das hatte er mißachtet.

Plötzlich bekam Berger Angst.

Die Gestalt machte einen unheimlichen Eindruck. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, trug eine hüftlange Jacke und dunkle Hosen.

Die Haare waren ebenfalls dunkel. Was Toni Berger allerdings auch bei dieser Beleuchtung auffiel, war das bleiche Gesicht. Als hätte es sich der Mann mit Kreide eingerieben.

Wer war dieser Kerl?

Gesehen hatte Berger ihn noch nie. Nein, auch nicht bei den Reisegruppen, die er an diesem Tag geführt hatte. Vor ihm stand ein völlig Fremder.

Seltsam…

Toni Berger war kein ängstlicher Mensch, aber dieser Fremde konnte ihm schon Furcht einflößen.

Er stand nur da und sprach kein Wort.

Toni Berger wollte ihn gerade ansprechen, als er hinter sich ein Geräusch vernahm.

Sofort drehte er sich um.

Da stand ein zweiter. Er hatte sich mitten auf die grün schillernde Eisfläche gestellt und wirkte dort wie ein Denkmal. Er glich dem ersten fast aufs Haar und war ebenfalls so dunkel gekleidet. Auch er sagte kein Wort.

Toni Berger schluckte. Er spürte den Schweiß auf seiner Stirn, und das trotz der Kälte. Etwas stimmte hier nicht, ging nicht mit rechten Dingen zu.

Als er dann das leise Lachen vernahm, zuckte er wie unter einem Peitschenhieb zusammen.

Links von ihm stand auf einem großen unförmigen Felsblock der dritte.

Auch dieser Mann glich den beiden anderen aufs Haar.

Drei Fremde standen gegen Toni. Trotzdem verlor er nicht die Nerven. Er faßte sich ein Herz und sprach die Männer an. »Was wollen Sie hier? Wie sind Sie hier hereingekommen?«

Seine Stimme hallte unnatürlich laut durch die mit Eis gefüllte Grotte.

Keiner der drei sprach.

»Geben Sie Antwort, verdammt!«

… verdammt … verdammt … Als Echo schwang das letzte Wort noch nach.

Toni Berger bekam seine Antwort. Allerdings anders, als er erwartet hatte.

Plötzlich lächelten die drei. Doch es war ein falsches, grausames Lächeln.

Und dann öffneten sie den Mund. Auch dies geschah synchron.

Und Toni Berger sah ihre Zähne.

Es waren nadelspitze Eckhauer.

Der Berg- und Höhlenführer stand drei blutgierigen Vampiren gegenüber…

***

Myxin hatte mit seinem Mißtrauen recht gehabt. Der Vampir spielte falsch. Er hatte noch zwei Brüder mitgebracht. Aber da war er bei uns an der richtigen Adresse.

Als hätten wir schon immer gemeinsam gekämpft, reagierten wir. Nach beiden Seiten spritzten wir auseinander – Myxin links, ich nach rechts.

Schon waren die Blutsauger heran. Über mir verdunkelte sich der Himmel. Ich sah gar nichts mehr, denn die ausgebreiteten Schwingen nahmen mir die Sicht.

Das charakteristische Fauchen kannte ich. Es setzte immer vor einem Angriff ein.

Und die Fledermaus griff an.

Sie fiel auf mich herab wie ein großer Stein. Weit hatte sie das Maul aufgerissen, die Zähne würden in der nächsten Sekunde meinen Hals finden und zubeißen.

Ich lag auf dem Rücken, sogar ziemlich ruhig und abgeklärt.

Dabei drehte ich nur ein wenig die Mündung…

Dann schoß ich.

Eine Beretta peitscht auf, wenn gefeuert wird. Ich sah den

orangefarbenen Blitz vor der Mündung, dann hieb die geweihte Silberkugel in die Brust des Blutsaugers.

Aus dem Fauchen wurde ein Kreischen. Aus dem Kreischen ein entsetztes, schrilles Fiepen. Wild flatterte das gefährliche Tier mit den Flügeln. Es versuchte verzweifelt, sich noch zu halten, doch es hatte keine Chance. Die Kraft des geweihten Silbers zerstörte diesen Sendboten der Hölle. Die Fledermaus fiel zu Boden. Der Verfall war schon im Gang, fing beim Körper an und würde schnell auf die Flügel übergreifen.

Eine war erledigt.

Doch die beiden anderen konnten uns noch gefährlich werden.

Ich suchte Myxin.

Er kämpfte verbissen. Aber nicht mehr im Garten, sondern außerhalb. Wußte der Teufel, wie die beiden über den Zaun gekommen waren, das Tor war nämlich noch verschlossen.

Myxin, der kleine Magier war unter den Flügeln überhaupt nicht zu sehen. Ich wußte auch nicht, wie er zurechtkam, und konnte ihm auch nicht zu Hilfe eilen, denn die andere Fledermaus attackierte mich.

Sie kam von der Laube her. Dabei flog sie nur kniehoch über den Boden und bewegte nur die Außenränder ihrer gewaltigen Schwingen. Es war ein schauriges Bild, wie sie sich mit einer großen Geschwindigkeit näherte.

Ich hielt die Beretta schußbereit und ließ das Biest kommen.

Die Absicht der Fledermaus war klar. Kurz bevor sie mich erreicht, würde sie hochsteigen, um mir an den Hals zu gelangen.

Da hatte ich eine Idee. Mit der linken Hand zog ich hastig meinen silbernen Dolch aus der Scheide am Gürtel. Gerade noch im letzten Augenblick, denn die Fledermaus schoß vor mir in die Höhe.

Mein Arm fuhr vor. Ich spürte den Widerstand, dann drang die Klinge in die Brust des Höllentiers.

Ein klagender Schrei.

Das wilde Flattern mit den lederartigen Schwingen, wobei ich mich duckte, um von den Flügeln nicht getroffen zu werden, das verzweifelte Aufbäumen, dann fiel die Fledermaus zurück.

Erledigt.

Ich schaute auf den Dolch.

Eine dicke, sirupartige Flüssigkeit rann an der Klinge herab.

Vampirblut!

Es war nicht rot wie Menschenblut, sondern grünlich schimmernd.

Die große Fledermaus verging. Ich brauchte ihr gar keinen Blick mehr zuzuwerfen.

Aber was machte Myxin?

Der kleine Magier hatte sich die Sache wirklich zu einfach vorgestellt. Doch der riesige Blutsauger war zu schnell gewesen, hatte

Myxin gepackt und ihn über den Zaun draußen auf den Weg geschleudert. Myxin war nicht dazu gekommen, seine Waffe einzusetzen, denn der Vampir preßte den kleinen Magier am Boden fest.

Und er wollte zubeißen.

Sein weit aufgerissenes Maul näherte sich Myxins Hals. Mit einem Biß in die Kehle hätte der Blutsauber alles klargemacht, und Myxin wäre gestorben.

Er wehrte sich.

Seinen linken Arm konnte er hochreißen und ihn anwinkeln. Als der Vampir zubeißen wollte, rammte ihm Myxin den Ellbogen zwischen die spitzen Zähne.

Der Blutsauger quiekte auf. Das paßte ihm überhaupt nicht. Noch weniger paßte ihm, daß es Myxin gelang, sein rechtes Bein anzuheben und den Fuß in den Leib des Blutsaugers zu stemmen.

Myxin drückte zu.

Er wollte den Vampir von sich stemmen, doch die Kraft reichte nicht aus, die Fledermaus war ungeheuer stark.

Ein zähes, verbissenes Ringen begann. Bis zu dem Moment, wo ich über den Zaun setzte und eingriff.

Mein Silberdolch hieb in eine der lederartigen Schwingen. Es war die rechte.

Auf einmal zuckte der Blutsauger zurück. Er ließ Myxin los, stieß ein wildes Heulen aus. Dieser Vampir mußte ungeheure Schmerzen verspüren. Den rechten Flügel konnte er nicht mehr bewegen, versuchte es mit dem linken, doch der hob ihn nicht vom Boden ab. Er flatterte herum wie ein kranker Vogel.

Ich zielte genau.

Da griff Myxin ein. »Nein, John, laß ihn mir!« Der Magier war auf die Beine gekommen und hielt die Druckluftpistole schußbereit.

Okay, ich tat ihm den Gefallen.

Myxin schritt auf den Vampir zu, um eine noch bessere Schußposition zu bekommen. »Du wolltest mich reinlegen«, sagte er. »Das hast du fast geschafft, aber nur fast. Jetzt bekommst du die Strafe.«

Die Fledermaus winselte. Sie war schwer verletzt. Der linke Flügel löste sich langsam auf. Wenn Myxin das Tier tötete, tat er ihm damit einen Gefallen.

»Nein!« jammerte die Bestie. »Nein, wir wollten…«

Myxin schoß.

Pfft, machte es, als der Eichenbolzen aus der Mündung herausgepreßt wurde und mitten in den Schädel der riesigen Fledermaus hieb. Das Tier wurde zurückgeworfen und fiel zu Boden. In einem letzten Kraftakt hob es noch einmal seine Schwingen und faltete sie dann

über dem Körper zusammen, so daß sein Sterben gnädig verdeckt wurde.

Die Fledermaus löste sich auf.

Myxin drehte sich um. Er lächelte.

»Ich habe es geschafft«, sagte er. »Ich habe es tatsächlich geschafft!« Er schaute auf die Waffe und gab sie mir zurück.

Ich zögerte noch. »Willst du sie nicht behalten?«

»Nein, sie gehört dir.«

»Dann bist du wehrlos.«

»Ich werde schon irgendeine Waffe finden.« Er warf noch einen letzten Blick auf den sterbenden Vampir. »Laß uns gehen, John. Hier hält mich nichts mehr.«

Nebeneinander schritten wir den Gartenweg in Richtung Ausgang. Ein unterschiedliches Paar. Sowohl in der Größe als auch in der Abstammung. Myxin reichte mir kaum bis zur Schulter. Manchmal schaute er zu mir hoch.

»Was ist?« fragte ich ihn.

»Wenn ich dich anschaue, dann muß ich an früher denken.«

»Inwiefern?«

»Nun, ich habe dich irgendwann schon einmal gesehen.«

»Ja, das stimmt, wir kennen uns einige Jahre.«

Myxin schüttelte den Kopf. »Das meine ich nicht, John. Vor der Zeitrechnung, in einem anderen Land.«

Ich blieb stehen. »Wie meinst du das?«

»Atlantis, John. Ich habe das Gefühl, daß du bereits einmal dort gewesen bist.«

»Dann hätte ich auch dem Schwarzen Tod begegnen können?«

»Natürlich.«

So ganz war die These nicht von der Hand zu weisen. Vielleicht war ich wirklich schon mal in Atlantis gewesen oder würde einmal hinkommen.

Möglich war alles.

»Kannst du mehr darüber sagen?«

»Nein, John. Vielleicht später, wenn ich einen Großteil meiner Kräfte wieder zurückhabe.«

»Na ja, warten wir es ab.«

Ich dachte über die fernere Zukunft nicht nach. Hätte ich das getan, würde mich dies nur belasten. Deshalb verdrängte ich auch oft die Gedanken an Dr. Tod und seine finsteren Machenschaften. Ich konzentrierte mich lieber auf die Gegenwart.

Wir erreichten den Wagen. Er stand nahe einer einsam leuchtenden Straßenlaterne. Niemand hatte sich an ihm zu schaffen gemacht. Ich schloß auf und bedeutete Myxin, einzusteigen.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, John, ich bleibe hier.«

»Aber du willst doch mit nach Österreich?«
»Das stimmt. Ich schaffe es schon irgendwie.« Er hob grüßend die Hand. Drehte sich um und verschwand.
Kopfschüttelnd schaute ich ihm nach. Myxin reagierte immer noch seltsam. Ich hatte es schwer, mich daran zu gewöhnen. Wie dem auch sei, in ihm hatte ich trotz allem einen guten Partner gefunden.
Ich fuhr langsam an. Meine Gedanken bewegten sich bereits um das nächste Abenteuer.
Drei Vampire waren erweckt worden. Im Dachstein-Gebirge mit seinen Eishöhlen.
Sie waren mein nächstes Ziel, denn diese Brut durfte sich auf keinen Fall ausbreiten.
Ich mußte es verhindern!

***

Toni Berger war wie vor den Kopf geschlagen. Hatte er vorhin noch Angst verspürt, so verflog diese plötzlich, denn die drei, die ihn da eingekreist hatten, waren sicherlich verkleidete Freunde aus Hallstadt, die sich einen Scherz mit ihrem alten Freund Toni erlauben wollten.
Als Vampire verkleidet – wirklich eine originelle Idee, und im ersten Augenblick hatte Toni auch Angst verspürt, aber jetzt…
Er streckte den rechten Arm aus und sagte: »Alles klar, ihr drei. Ich habe mich genug erschreckt. Ihr habt euren Spaß gehabt und gewonnen. Darauf trinken wir ein Glas in der ›Post‹. Aber jetzt laßt mich durch, ich muß die Bahn noch erreichen.«
Die Vampire rührten sich nicht.
Toni Berger ging einen Schritt vor. Er winkte auffordernd mit der Hand. »Los, geht jetzt!«
Keine Reaktion.
Toni wollte weitergehen, da stoppte er mitten in der Bewegung.
Das schien doch kein Scherz zu sein, den sich die Männer aus dem Dorf erlaubt hatten. Als er jetzt näher auf den Blutsauger zuschritt, sah er auf dem schwarzen Kleidungsstück einen Buchstaben.
Ein S.
Was bedeutete der Buchstabe?
Dann, schaute Berger nach rechts und links, wollte wissen, ob die anderen beiden auch Buchstaben auf ihren Kleidungsstücken hatten.
Er sah sie in der Tat.
Bei dem, der rechts von ihm stand, ein J, und bei dem Kerl links ein V.
Drei Buchstaben!
Was hatte das zu bedeuten?
Er wußte es nicht, und er zermarterte sich auch nicht sein Gehirn darüber. Plötzlich spürte er, daß die drei ihm ans Leben wollten.

Toni Berger spürte die Aura der Gefahr, die von diesen Gestalten ausging. Es war wie ein Eishauch, noch kälter als die Temperatur in der Höhle. Und zum erstenmal wurde dem Berg- und Höhlenführer klar, daß diese Geschöpfe vielleicht doch nicht von dieser Welt waren, sondern aus irgendeiner alten Sage stammten.

Denn es gab solch eine Sage.

Siedendheiß fiel Toni Berger die Geschichte wieder ein. Die Legende über die drei im Eis gefangenen Vampire.

Es war Jahrhunderte her, da kam aus Ungarn, so erzählte man, das Grauen. Drei Vampire fielen in die Wälder rund um das Gebirge ein und verübten dort schlimme Taten. Doch irgendwie gelang es den Menschen, die Vampire in die Berge zu treiben. Angeblich sollten sie dort eingefroren sein. Im Berginnern war ein Wasserfall auf sie herabgestürzt, und die drei erstarrten zu Eis.

So die Geschichte.

Und jetzt standen die drei Vampire vor ihm.

Es gab keine Bilder von ihnen, nur diese eine überlieferte Legende, aber Toni Berger war sicher, die drei Eisvampire vor sich zu haben.

Und sie wollten Blut.

Sein Blut!

Das wurde dem Mann aus den Bergen auch klar. Bevor die Vampire angriffen und sein Blut aussaugten, wollte er sie attackieren.

Toni Berger senkte ein wenig den Kopf. Dann ballte er die Hände, und urplötzlich warf er sich vor.

Mit zwei langen Schritten erreichte er den vor ihm stehenden Vampir mit dem S auf der Brust. Berger schmetterte dem Typ seine Rechte mitten in das blasse Gesicht.

Der Kopf des Blutsaugers flog zurück. Der Vampir wurde nach hinten geschleudert, stieß ein unwilliges Fauchen aus und krachte gegen das Geländer, wobei sich das Holz durchbog, jedoch wieder nach vorn federte, und die Horror-Gestalt genau in Toni Bergers Fluchtweg schleuderte.

Sie krachten zusammen.

Berger hatte Kraft. Sie war in den Bergen gestählt worden, doch der Untote besaß die Kräfte der Hölle, gegen die Menschen kaum ankamen, auch Toni Berger nicht.

Etwas donnerte gegen seinen Kopf. Ob es ein Ellbogen oder eine Faust war, wußte er nicht, auf jeden Fall war er für einen Moment ziemlich benommen.

Das nutzte der Untote aus.

Er warf sich herum, bekam Berger an den Hüften zu packen, hievte ihn hoch und schleuderte ihn wuchtig über das Geländer auf die grünschillernde Eisfläche.

Hart prallte Berger auf. Mit dem Kinn schlug er gegen die eisenharte

Unterlage, sah plötzlich Sterne und konnte sich nicht halten.

Da die Eisfläche glatt und zudem leicht schräg war, rutschte er nach vorn.

Direkt auf den zweiten Vampir zu, der das J auf der Brust hat.

Der Untote stürzte sich auf Berger. Toni sah über sich etwas Dunkles, dann rissen ihn zwei Hände hoch. Sie schleuderten ihn wie eine Puppe herum. Berger trug Spezialschuhe, mit denen er auch auf dem Eis laufen konnte, doch er kam mit der Absatzkante auf, rutschte herum und fiel der Länge nach hin.

Im nächsten Augenblick waren gleich zwei Vampire bei ihm.

Niemand konnte die Ungeheuer halten. Sie rochen das frische Menschenblut, und das machte sie wild.

Sie fielen auf Toni Berger, der, angeschlagen wie er war, gar nicht alles so recht mitbekam. Eine gekrümmte Hand fetzte seinen Pullover entzwei. Dolchartige Fingernägel rissen blutige Streifen in seine Haut unter dem Kinn.

Dann lag der Hals frei.

Auch der dritte Vampir kam heran. Er sprang über das Geländer und kreischte.

Die Konya-Brüder waren perfekt.

Plötzlich lichteten sich die Schleier vor Toni Bergers Augen. Er schaute in die schrecklichen Fratzen mit den weit aufgerissenen Mäulern und sah die Augen, in denen die Gier nach seinem Blut leuchtete.

Dann fielen sie auf ihn herab.

Ein letztes Mal bäumte Toni sich auf. Er spürte den scharfen, beißenden Schmerz an seinem Hals, und die Welt um ihn herum verschwamm in einem dunklen, undurchschaubaren Nebel.

Die saugenden, schmatzenden Geräusche nahm er nicht mehr wahr…

***

Der Mann in der Mittelstation hockte auf der obersten Stange des grau gestrichenen Absperrgeländers und schaute zu den majestätisch aufragenden Berggipfeln hoch. Wie Watteknäuel trieben helle Wolken um die scharfkantigen Grate, die vom ewigen Schnee bedeckt waren. Etwas unterhalb, in einer kleinen Talmulde, lag ein Hotel, das gern von Sommerskifahrern besucht wurde.

Die Luft schmeckte schon kühler. Zwischen den Zweigen der Bäume zitterten Spinnweben, Nachzügler eines vergehenden Sommers und erste Anzeichen des nahenden Herbstes.

Bald würde Schnee fallen. Der Mann verzog das Gesicht, als er daran dachte. Der Sommer war in diesem Jahr verdammt kurz gewesen. Bis weit in den Juni hinein hatte noch Schnee gelegen. Zum Glück kam so etwas nicht alle Jahre vor.

Jo Spengler zündete sich seine Pfeife an und schaute auf die Uhr.

Der gute Toni hatte sich verspätet. Den Worten seines Sohnes nach zu folgen, hätte er schon längst da sein müssen, und auch Jo hatte keine große Lust mehr zu warten, denn er war im Gasthaus verabredet. Der Stammtisch lockte.

Wenn Toni Berger in einer Viertelstunde nicht da war, wollte er selbst nachschauen. Vielleicht konnte er ihm dann bei der Reparatur helfen, davon hatte Max auch gesprochen.

Jo Spengler paffte die blaugrauen Wolken in die kühle Abendluft.

Er hatte sich seinen Pullover übergezogen und den Hut aufgesetzt, der sein dichtes blauschwarzes Haar verbarg. Die Lippen und ein Teil des Gesichts verschwanden fast unter dem dichten Bartgestrüpp. Jo war ein richtiges Mannsbild, wie man in Österreich sagte.

Kräftig, kernig und noch zu haben. Hanni, seine große Liebe, war mit Max Berger verlobt. Sie hatte ihn vorgezogen. Trotzdem waren die beiden Männer Freunde geblieben.

Die Gondel war fahrbereit. Der leichte Wind bewegte den schweren Kasten, und die Gondel schwankte ganz leicht von einer Seite zur anderen.

Irgendwie wirkt eine leere Seilbahnstation unheimlich, dachte der gute Josef. Wenn keine Fahrgäste da waren und die Ständer mit den Ansichtskarten längst abgeräumt wurden, konnte man sich allein schon fürchten. Überall entstanden Geräusche. Die Blätter der Bäume raschelten gegeneinander, das Gestänge bewegte sich, es ächzte und knarrte, und oft knackten Zweige oder Äste.

Es war schon komisch.

Seine Schwester hatte Jo auf diese Gedanken gebracht. Sie fürchtete sich allein auf einer Station.

Die Zeitspanne war um.

Sicherheitshalber warf Jo Spengler noch einen Blick auf seine Uhr und schaute dann den Serpentinenweg zu den Eishöhlen hoch, ob sich dort nicht schon etwas tat.

Tatsächlich, er kam.

Jo grinste, weil er Berger an seinem roten Pullover erkannt hatte.

Er hatte die Höhle schon verlassen und würde in einigen Minuten hier sein. Meist nahm er gar nicht den Weg, sondern kürzte ab, in dem er die Kurven schnitt und quer über das Geröll ging.

Jo Spengler schwang sich von seinem Sitz und schlenderte zum Telefon. Er wollte im Tal Bescheid sagen, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis sie eintrafen.

Pfeifend ging er zurück und wartete am Ende des Wegs auf Toni Berger. Rechts davon stand der große Holzkasten, in dem immer das Streugut lag. Es mußte nachgefüllt werden. Über ihm raschelten die Blätter der Bäume im Wind. Es war ein friedliches, stimmungsvolles

Bild, das, er geboten bekam. Jo dachte daran, daß bald das erste Laub fallen mußte.

Toni Berger kam noch nicht.

Das wunderte Spengler, denn normalerweise hatte es der gute Toni mehr als eilig, wenn es schon so spät war. Diesmal jedoch schritt er den normalen Weg hinab.

Und wie er ging.

Spengler sah ihn, als er die letzte Kehre nahm. Normalerweise lief der Toni Berger federnd und irgendwie leichtfüßig, trotz seiner schweren Schuhe. Aber jetzt stakste er regelrecht seinem Ziel entgegen, irgendwie steifbeinig, als hätte man ihm einen Ladestock in den Rücken geklemmt.

Das war ungewöhnlich.

»Da ist doch nichts passiert?« murmelte Spengler und ging dem Freund ein paar Schritte entgegen. Auch ein erfahrener Mann wie Toni Berger konnte einen schwachen Tag haben und fehltreten.

Verletzt war man in den Bergen schnell.

Spengler winkte. »Grüß dich, Toni. Alles klar?«

Berger nickte nur.

Auch das wunderte Spengler. Kein Wort zur Begrüßung, nur ein unpersönliches Nicken. Jetzt war er ganz sicher, mit dem Berger Toni, da stimmte etwas nicht.

»He, hast du die Sprache verloren. Mann? Nicht einmal lachen kannst du. Ich weiß einen neuen Witz. Hör zu: Welche vier Schuljahre sind für die Bayern am schwersten?« Jo schaute Toni Berger an, bekam überhaupt keine Antwort.

»Na das erste«, sagte er und lachte selbst lauthals los.

Berger hob nur die Schultern und ging an ihm vorbei.

»Na, dann nicht«, murmelte Spengler. »Möchte nur wissen, welche Laus ihm heute über die Leber gelaufen ist.« Kopfschüttelnd ging er hinter Berger her, der quer durch die Seilbahnstation schritt, das kleine Kontrollhäuschen passierte, sich unter den Laufrädern hindurchbückte und dann die Tür zur Kabine aufzog.

Jo Spengler schloß noch ab. Er schaute durch die großen Glasscheiben der Kabine.

Berger hatte ihm den Rücken zugewandt, er schaute ins Tal hinunter, wo im letzten Licht der Sonne der kleine Ort Hallstadt mit dem malerischen See zu erkennen war, dessen Wasser bläulich und silberfarben aufblitzte, wenn die Strahlen über die Wellen glitten.

Letzte Segler und Surfer waren noch unterwegs. Am Ostufer des Sees verschwand das graue Band der Straße im Tunnel. Die Autos wirkten wie Spielzeug.

Jo Spengler riß die Schiebetür der Seilbahn auf und stieg ein. Er schloß sie wieder und gab das Signal zur Abfahrt.

»Verstanden!« klang die Stimme des Mannes an der Talstation.

Die Bahn ruckte an.

Das war immer der Augenblick, vor dem sich die meisten Touristen fürchteten. Dann schwebte die schwere Kabine – sie faßte Personen – über den Gipfeln der hohen Fichten talwärts.

Toni Berger hatte sich noch immer nicht umgedreht. Leicht gebeugt stand er da, die Hände um den seitlich laufenden Griff geklammert. Schräg fiel das Sonnenlicht in die Kabine. Jo Spengler wurde etwas geblendet, während das Licht Berger überhaupt nicht berührte.

»He, Toni, was ist eigentlich los? Verdammt, wir kennen uns jetzt so lange. Sag endlich, was geschehen ist!« Spenglers Stimme klang ärgerlich. Ihm war der Kragen geplatzt. Toni Berger sprach nicht.

»Redest du nicht mehr mit mir?«

»Doch!« Seine Stimme klang seltsam gepreßt. Er hob die Schultern etwas an, löste zuerst die linke Hand vom Griff, dann die rechte und drehte sich um.

Er schaute Spengler an.

Erst jetzt fiel Jo auf, wie blaß Toni Berger doch war. Als hätte er überhaupt kein Blut mehr in seinen Adern.

Wie leergesaugt…

Spengler schüttelte über sich und seine Gedanken den Kopf.

Aber komisch war es schon.

»Warum willst du denn nicht reden, Toni? Habe ich dir etwas getan? Sag es, wir können darüber sprechen…«

Berger erwiderte nichts. Er stierte den anderen nur an. Ja, es war ein Stieren, und Spengler bemerkte mit Erschrecken, daß sich der Ausdruck in Bergers Augen verändert hatte.

Er war schlimm geworden.

Schlimm und grausam.

So schauten Mörder…

Die Seilbahn ruckte, weil sie dicht an einem Mast vorbeischwebte. Wie grüne Schatten huschten die breiten, uralten und hohen Fichten vorbei.

Das alles sah Jo Spengler nicht. Er hatte plötzlich Angst bekommen. Angst vor Toni Berger. Aus der Seilbahn, so groß sie auch war, konnte er nicht fliehen.

Toni Berger wollte etwas von ihm.

Jo Spengler lächelte, so schwer es ihm auch fiel. Er wollte keinen Rückzieher machen.

»Gut, Toni, ich merke dir an, daß es dir unangenehm ist, wenn ich dich frage. Also halte ich meinen Mund. Einverstanden?«

Toni lächelte nur spöttisch.

In diesem Moment tauchte die Seilbahn in ein dichtes Waldstück ein.

Die Sonne verschwand.

Schatten füllten das Innere der Kabine. Und Schatten sind gut für die Geschöpfe der Nacht.

Langsam öffnete Toni Berger den Mund.

Jetzt war es Jo Spengler, der sich an der Haltestange festhielt. Er schaute Berger an, blickte ihm stur ins Gesicht und wollte nicht glauben, was er mit eigenen Augen zu sehen bekam.

Toni Berger entblößte zwei lange Zähne…

***

Im Hallstädter Dorfkino waren des öfteren Vampirfilme gelaufen.

Und diese Blutsauger hatten die gleichen Zähne wie Toni Berger.

Deshalb wußte Jo Spengler, mit wem er es zu tun hatte.

Mit einem Vampir!

Toni Berger war ein Blutsauger. Das wollte nicht in seinen Kopf rein. Das durfte doch nicht wahr sein! Nein, niemals. Vampire gab es nicht, das war eine Erfindung. Berger wollte ihn sicherlich nur erschrecken. Für einen Spaß war er immer zu haben. Aber irgendwann hörte auch der Spaß auf.

Wie hier.

»Toni…« Jo lachte krächzend, »mach doch keinen Unsinn. Ich … also, nimm das Ding da aus deinem Mund. Du hast mich erschreckt, aber jetzt sei vernünftig.«

Ein böses Knurren drang aus dem Mund des Vampirs. Dann bekam Spengler die Antwort.

»Das ist kein Scherz!« rasselte ihm Toni Berger entgegen. »Ich bin ein Vampir. Und ich brauche Blut, Jo. Dein Blut!« Er lachte grausam und streckte die Arme aus.

Jo Spengler schlug gegen die Hände. Er traf die Haut. Kalt fühlte sie sich an. Wie bei einem Toten.

Also doch kein Scherz. Berger war ein Vampir!

Scharf saugte Spengler die Luft ein. Plötzlich tanzte die Kabine vor seinen Augen. Er kannte die Strecke im Schlaf und wußte, daß es noch dauern würde, bis sie die Talstation erreicht hatten.

Viel zu lange für ihn.

Er schlug zu.

Der Schlag war aus einem Reflex geboren, und er traf den Vampir mitten ins Gesicht. Damit hatte Berger nicht gerechnet. Er wurde zurückgeschleudert und krachte zu Boden.

Aus Spenglers Mund drang ein wilder Aufschrei, als er sich auf Berger stürzte. Er war jünger und kräftiger als Toni. Er würde ihn schaffen.

Doch Berger war schlau.

Blitzschnell zog er die Beine an und stieß sie genau in dem Augenblick von sich, als Spengler auf ihn zuflog.

Beide Füße trafen voll.

Jo flog zurück, versuchte sich noch zu halten und machte dabei einen Ausfallschritt zur Seite hin. Dabei ruderte er mit den Armen und geriet der Tür zu nahe. Sein rechter Ellbogen hämmerte mit Wucht gegen den Griff.

Die Tür glitt auf.

Allerdings nur einen Spalt, der gerade so breit wie ein normaler Mensch war. Augenblicklich pfiff der Fahrtwind in die Kabine und heulte in den vier Ecken.

Spengler hatte sich wieder gefangen. Geduckt stand er da und sah sich einem erneuten Angriff des Vampirs gegenüber. »Mich kriegst du nicht!« keuchte er. »Ich mach dich alle, verdammter Blutsauger!« Seine Fäuste öffneten und schlossen sich, sein Atem war mehr ein pfeifendes Geräusch.

Berger lachte nur. Er verließ sich auf seine höllischen Kräfte. Umbringen im eigentlichen Sinne konnte man ihn nicht mehr, er war schließlich schon tot.

Da fiel Spengler ein, daß er noch eine Waffe bei sich trug. Einen Schraubenschlüssel. Er hatte ihn immer bei sich, und er steckte in der Innentasche.

Blitzschnell holte er ihn hervor. Jetzt hatte er seine Angst überwunden.

»Komm nur!« keuchte er. »Komm nur…«

Und Berger kam.

Er sprang Spengler an.

Jo wich nicht aus. Er stellte sich. Als er die Hände an seinem Körper spürte, schlug er zu.

Das Geräusch des Treffers ging ihm durch Mark und Bein. Er sah auch die Wunde am Kopf, aber der Vampir ließ ihn nicht los. Er bog sogar seinen Oberkörper hoch und nahm auch den zweiten Schlag.

Dann fühlte Spengler die kalten Würgefinger an seinem Hals.

Er gurgelte auf.

Sein Kopf wurde nach hinten gedrückt. Er bekam kaum Luft. Er schlug ein paarmal zu und traf die Schulter des Vampirs, ohne ihn jedoch ausschalten zu können.

Berger drehte sein Opfer so, daß er es in der richtigen Lage hatte, um besser zubeißen zu können. Er wollte an Spenglers Hals.

Jo kämpfte.

Er wand sich unter dem Griff, er trat, riß sein Knie hoch, traf auch, und mit einer wilden, wütenden Bewegung, in die er alle Kraft hineinlegte, gelang es ihm, sich loszureißen.

Plötzlich war er frei – aber er hatte die Übersicht verloren.

Spengler erkannte nicht, wie nahe er sich bereits an der offenen Tür befand.

Zu nahe…

Ein falscher Schritt zurück, plötzlich spürte er den kalten Wind im Nacken, sein Fuß trat ins Leere…

Er hätte sich noch fangen können, aber vor ihm stand der Vampir, und der wollte sein Blut. Jo Spengler sah die gierige Fratze, die beiden widerlichen Eckzähne und ließ sich fallen.

Im selben Augenblick schoß die Hand des Vampirs vor. Berger wollte sein Opfer nicht aus den Klauen lassen. Nein, um dieses Blut durfte man ihn nicht betrügen.

Er kam zu spät.

Spengler fiel.

Mit einem lauten Aufschrei stürzte Jo aus der Gondel. Sein Körper drehte sich in der Luft, kippte an einem Wasserfall vorbei, wo er noch besprüht wurde, und krachte voll in die Wipfel einer Bergbirke, die sich bog wie ein Gummiband.

Die Gondel aber war vorbei.

Der Vampir stieß ein wütendes Fauchen aus, weil er sich um sein Opfer betrogen sah. Aber in Hallstadt, da gab es noch genügend Menschen, die wollte er sich holen.

Die Talstation war bereits zu sehen. Berger wollte nicht unbedingt hineinfahren.

Er sprang ab.

Auch sein Körper überschlug sich. Und wie auch der andere, krachte Toni Berger in einen Baum. Er spürte keine Schmerzen, sondern sprang sofort zu Boden.

Die Gondel fuhr leer in die Station ein, wo bei den Männern das große Rätselraten begann.

Toni Berger schlug sich in das Unterholz des Waldes. Er wollte bis zur Dunkelheit warten und dann nach Hallstadt eindringen.

Dort wußte er schon ein Opfer.

Max, seinen Sohn!

***

Hinter Bad Ischl wurde die Gegend schön.

Wir waren von der Autobahn abgefahren, die in Salzburg beginnt und in Wien endet. Gern hätte ich mir Salzburg angesehen, doch die Zeit ließ es nicht zu.

Außerdem waren wir nicht zu unserem Vergnügen unterwegs, wenn Suko auch scheinheilig fragte: »Fahren wir eigentlich in Urlaub?«

»Nein«, knurrte ich. Es war wirklich ein Knurren, denn auch ich hatte schlechte Laune. Hinter uns lag ein strahlender Tag, und hinter uns lag auch München, wo wir gelandet waren. Dort hatte ich mir einen Wagen geliehen, keinen Bentley, sondern einen silbermetallicfarbenen Volvo 244 GLT, einen bequemen Reisewagen, der auch verflixt

spurtschnell war. Da zeigte er, was seine 140 PS hergaben.

Wie gesagt, ein Wetter zum Sündigen oder Urlaubmachen, aber wir gingen auf Vampirjagd.

Ein paarmal mußte ich achtgeben, nicht auf die linke Fahrbahn zu geraten. Auf der Insel fährt man links, und die Umgewöhnung war gar nicht so einfach.

Wir fuhren auf der Bundesstraße 145 in Richtung Bad Goisern. Es herrschte noch viel Betrieb. Zahlreiche Urlauber waren unterwegs.

Die Fahrzeuge trugen meist deutsche Nummernschilder.

Aus dem Radio hörte ich die Stimme des Sprechers von Ö3 und verstand das meiste nicht, weil er zu schnell redete. Hin und wieder mußte ich über die Werbung lachen. An die Vampire dachte ich gar nicht mehr, sondern genoß es, durch die Landschaft zu gondeln.

Wir fuhren direkt auf das Dachstein-Gebirge zu, und die Straße wand sich durch ein Tal. Manchmal wurde sie direkt eng. Hinzu kamen die Kurven, die mein ganzes fahrerisches Können beanspruchten.

»Die nächste links«, sagte Suko, der wie immer mein Co-Pilot war.

Ich nickte nur.

Vor uns tauchte eine massive Bergwand auf. Fast konnte man meinen, die Straße würde darin verschwinden, dann aber machte sie einen Bogen und führte vorbei.

Auf einem Wegweiser las ich Hallstadt, unser Ziel. Ich fädelte mich in die linke Spur ein, und weiter ging es auf einer sehr schmalen Straße.

Das Tal, das wir durchquerten, war sehr eng. Die Wurzeln der Mischwaldbäume klammerten sich wie mit Riesenhänden an den rauhen Felsen fest. Weiter oberhalb wurden die Kronen vom Wind bewegt, und noch höher sah ich hin und wieder den Schnee glitzern.

Nach einigen Kilometern schimmerte auf der linken Seite bereits der See. Das Wasser zeigte eine Tönung zwischen hell- und dunkelblau. Surfer zogen gekonnt ihre Bahnen, und die farbigen Segel der Boote gaben dem See einen fast kitschigen Postkartenanstrich.

Ich dachte an Myxin.

Wo er wohl steckte? Wie er es schaffte, nach Österreich zu kommen, hatte er mir nicht verraten. Das war und blieb sein Geheimnis.

Ich war jedoch sicher, irgendwann auf ihn zu treffen.

»Wir fahren gleich in einen Tunnel«, meldete Suko.

Ich schaltete das Licht ein, und dann zischten wir in die enge Röhre. Das war wirklich der richtige Ausdruck. Ich kannte mehrere Alpentunnel, in diesem jedoch konnten ängstliche Gemüter schon ins Schwitzen geraten.

Gegenverkehr gab es nicht. Ich sah nur die Rückleuchten meines Vordermannes, dann wurde es heller, und wir fuhren wieder ins Freie.

Ich atmete auf.

Hallstadt, las ich auf dem Schild. Wir waren da!

Unwillkürlich senkte ich die Geschwindigkeit und schaute hoch.
Das Gebirge stand dort wirklich wie eine wuchtige Wand. Irgendwie kam es mir drohend vor, und dort also sollten die gefährlichen Eisvampire hausen, falls Myxin sich nicht geirrt hatte.
Hier war davon nichts zu spüren.
Die Sonne meinte es gut an diesem Spätnachmittag. Sie tauchte den kleinen Ort in ihr helles Licht. Auf den Gehsteigen herrschte viel Trubel, ebenso auf den Straßen. Um ein Zimmer hatten wir uns noch gar nicht gekümmert. Ich hoffte, daß etwas frei war. Malerisch wirkten die Häuser. Bunte Blumen steckten in dem um die Häuser laufenden Balkon, blitzende Scheiben, alles wirkte ungeheuer sauber und gepflegt.
Ich rollte im Schrittempo durch den Ort. Von offizieller Seite wußte niemand Bescheid. Wir hätten uns lächerlich gemacht, wenn wir irgendeinem von Vampiren erzählt hätten.
Nahe der Hauptstraße fanden wir glücklicherweise ein Hotel. Es machte einen gepflegten Eindruck. Der untere Teil war aus Stein errichtet worden, während der obere eine Holzfassade zeigte. Dort lagen auch die Zimmer mit den netten Baikonen, wo die Topfblumen in voller Pracht blühten. Einen Parkplatz gab es neben dem Haus, wo sich auch das Café mit der großen gläsernen Front befand.
Wir stellten den Wagen ab, nahmen unser leichtes Gepäck und betraten das Hotel.
Eine angenehme Kühle empfing uns. Irgendwo dudelte leise ein Radio. In der Küche klapperte jemand mit Geschirr. Beides wirkte überhaupt nicht störend.
Durch die Butzenscheiben der Fenster fiel schräg das Sonnenlicht und malte breite Streifen auf die Teppichbrücken. Sie lagen auf sauberem Parkettboden.
Die Rezeption, halbrund und aus dunkel gebeiztem Kiefernholz, war verwaist. Dafür sah ich eine schmale Tür, die offenstand.
»Hallo!«
Irgendwie mußten wir uns bemerkbar machen. Der Ruf zeigte Erfolg. Ein junges Mädchen erschien. Und verdammt noch mal, die Kleine sah hübsch aus. Sie hätte auch auf das Titelbild eines Heimatromans gepaßt. Mit ihren braunen, zu zwei Zöpfen geflochtenen Haaren, den rosigen Wangen, dem strahlenden Lächeln und der einheimischen Tracht.
Sie sprach uns an.
Ich verstand nichts und bat das Mädchen darum, langsamer zu reden.
»Natürlich, gern.«
»Haben Sie Zimmer frei?«
»Ja.«
Wir atmeten auf. »Das nennt man Glück«, sagte ich.

»Ach, gar nicht mal. Wissen Sie, die Ferien sind vorbei, und da ist bei uns längst nicht mehr so viel los.«

»Na, mir kam der Betrieb aber hektisch vor.«

Das Mädchen lachte glockenhell.

»Da müßten Sie Hallstadt mal in der Hochsaison erleben.«

Sie zeigte uns auch die Zimmer. Über eine blank geputzte Holzstiege ging es in die erste Etage. Die Räume lagen nebeneinander, waren beides Doppelzimmer und hatten Dusche und Toilette. Was wolle man mehr?

Der Preis war auch zu ertragen. Ich wollte mit den Nachforschungen noch nicht sofort beginnen. Die Reise im warmen Wagen hatte uns doch etwas geschlaucht, ich sehnte mich nach einer Dusche.

Suko erging es ebenso. Wir trafen uns eine halbe Stunde später.

»Sollen wir die Kleine mal fragen, ob sie etwas weiß?« fragte der Chinese.

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist mir viel zu auffällig.«

Trotzdem fragten wir sie. Wir fanden sie an der Rezeption sitzend, wo sie eine Zahlenreihe addierte. Lächelnd schaute sie uns an, als wir die Treppe hinabschritten.

An der Theke blieben wir stehen. »Wir hätten da eine Frage, Fräulein…«

»Hanni. Ich heiße Hanni.«

»Okay, Fräulein Hanni. Uns interessieren die Eishöhlen, des Dachstein-Massivs. Kann man dorthin?«

»Natürlich.«

Das hörte sich schon gut an. »Und wie kommen wir dort hoch?«

»Mit der Seilbahn. Aber heute fährt keine mehr.«

Eine Enttäuschung. »Wieso?«

Die Erklärung war einfach. »Die Strecke ist weit«, sagte Hanni.

»Und die Besichtigung der Höhlen dauert auch ihre Zeit. Bei der größten zwei Stunden. Aber Sie können ja morgen fahren.«

»Natürlich.« Ich nickte.

»Möchten Sie einen Prospekt über die Höhlen?«

»Haben Sie einen Lageplan?« fragte ich dagegen.

»Nein, nur allgemeine Informationen. Aber wieso…?«

»Wir sind Geologen«, klärte ich die schöne Hanni auf. »Deshalb.«

»Ach so«, murmelte sie und überlegte, wie sie uns wohl helfen konnte. »Wenn Sie sich beruflich für die Dachsteinhöhlen interessieren, dann ist es natürlich nicht gut, sich an einer offiziellen Begehung zu beteiligen.«

»Der Meinung sind wir auch.«

Hanni drehte den Kopf, so daß ihre beiden Zöpfe flogen. »Ich habe da eine Idee, und die wird sich auch verwirklichen lassen. Mein Verlobter ist der Sohn des Höhlenführers. Er wird bestimmt mit Ihnen eine

Privatbesichtigung vornehmen, wenn er hört, daß Sie Geologen sind. Da bin ich ganz sicher.«

Ich strahlte das Mädchen an. »Das wäre fantastisch. Kann man Ihren Verlobten erreichen?«

»Klar, ich rufe ihn gleich an.«

Das brauchte Hanni jedoch nicht, denn die Tür wurde aufgestoßen, und gemeinsam mit einer Touristenfamilie stürmte ein hochgewachsener junger Mann in das Hotel.

»Max!« rief Hanni überrascht und stand auf.

Der junge Mann sah uns gar nicht, sondern blieb an der Rezeption stehen. Er atmete schwer, ein Zeichen, daß er stark gelaufen war.

Schweiß glänzte auf seiner Stirn.

»Was ist denn geschehen?« fragte Hanni.

Max schluckte. »Mein Vater und auch Spengler sind nicht zurückgekehrt. Die Gondel fuhr leer in die Talstation ein.«

»Was?«

»Ja. Es ist so.«

»Und was jetzt?« fragte Hanni.

»Ich muß zur Station. Dann stellen wir einen Suchtrupp auf, denn wir müssen etwas tun.«

»Ja, ja, sicher, das wird wohl das beste sein«, erwiderte Hanni, die sehr blaß geworden war.

Max wollte gehen, ich hielt ihn an der Schulter fest. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, uns mitzunehmen?« fragte ich.

Er stutzte, schaute in mein Gesicht und zog die dichten Augenbrauen mißtrauisch zusammen. »Sie sind fremd hier?«

»Ja, Geologen.«

»Er auch?« Damit meinte er Suko.

»Natürlich«, erwiderte mein Partner.

»Ich… ich weiß nicht so recht …«

»Wir hatten mit Ihrer Verlobten gerade über Sie gesprochen. Fräulein Hanni war davon überzeugt, daß Sie uns helfen würden, nicht wahr?«

Das Mädchen nickte.

»Dann kommen Sie«, sagte Max Berger und stürmte schon aus dem Hotel.

»Und seid vorsichtig!« rief Hanni uns nach.

***

Es gab noch jemanden, der die Wälder des Dachsteins durchstreifte.

Eine kleine Gestalt. Sie trug einen langen, grünschwarzen Mantel, hatte ein schmales Gesicht und eine grünlich schillernde Haut.

Myxin, der Magier.

Es war ihm tatsächlich gelungen, nach Österreich zu kommen.

Und mit zielsicherem Instinkt hatte er auch das Gebiet gefunden, wo

sich die Eisvampire aufhalten sollten.

Die Höhlen hatte Myxin noch nicht erreicht. Er streifte durch die talwärts liegenden Wälder und hoffte, dabei Spuren der Vampire zu finden. Seine Waffe besaß er immer noch. Es war der Eichenpflock, mit dem er die Blutsauger töten wollte, falls er ihnen begegnete. Daß es drei waren, störte ihn nicht. Myxin wußte, daß sich John Sinclair und dessen Freund Suko in der Nähe befanden. Auch sie würden bestimmt auf die Vampirbrut treffen. Gesehen hatte Myxin noch niemand. Der kleine Magier hielt sich abseits der Spazier- und Wanderwege. Er schlich durch das Unterholz und hangelte sich an steilen Stellen hoch, indem er die tiefhängenden Äste der Bäume packte und sich so weiterzog. Natürlich hätte Myxin sich auch auf dem offiziellen Weg voranbewegen können, aber er wollte nicht, daß man ihn sah.

Der Magier arbeitete im Hintergrund.

Und er lauerte auf die Nacht. Denn wenn die Dunkelheit hereingebrochen war, wollte er oben bei den Höhlen sein. Irgendwie würde es ihm schon gelingen, einzudringen. Dann war es nur noch ein kleiner Schritt, bis er die Vampire gestellt hatte.

Plötzlich blieb Myxin stehen. Deutlich hatte er das Rauschen gehört. Gar nicht weit entfernt klang es auf, und als Myxin ein paar Schritte vorging, sah er den Wasserfall.

Das Wasser stürzte aus ziemlicher Höhe über den glattgewaschenen Rand eines Felsens und donnerte in die Tiefe, wo es in einer Steinschüssel gefangen wurde, bevor es als Bach weiter talabwärts strömte. Das Wasser war klar, man konnte es trinken.

Myxin verspürte Durst. Er mußte klettern, um den Wasserfall zu erreichen. Die Felsen wirkten wie rohe Treppenstufen. Dann erreicht Myxin die Ausläufer des Wasserfalls, wo die Flüssigkeit zwischen den Steinen schäumte.

Myxin bückte sich und trank langsam.

Das Wasser war eiskalt. Es kam von den großen Gletschern, war Schmelzwasser und sprudelte im Tal in den Hallstätter See. Nach einer Weile richtete Myxin sich auf. Sein Durst war gelöscht.

Er blickte sich um.

Links vom Wasserfall ging es steil in die Höhe. Dort waren im Laufe der Zeit große Brocken aus der Felswand herausgerissen worden. Über der Wand wuchsen wieder die Bergfichten und bildeten dort einen dichten Wald. Die Sonne war schon weitergewandert, im Wald wurde es bereits dämmrig.

Der Magier suchte nach einem geeigneten Aufstieg. Er schaute nach rechts.

Dort schimmerte der Stahlpfosten der Seilbahn. Man hatte beim Bau der Seilbahn eine Schneise geschlagen, dort würde der Weg sicherlich

bequemer sein.

Er hatte lange keine Bahn mehr fahren sehen. Wahrscheinlich war der Betrieb für den heutigen Tag eingestellt worden, und so verringerte sich das Risiko einer Entdeckung.

Myxin schritt in die Richtung, in der die Bahn lag. Er balancierte schräg zum Berghang entlang. Über ihm breiteten die Bäume ihre starken Zweige und Äste aus. Sie bildeten ein schützendes Dach, das sogar wenig Regen durchließ.

Dann erreichte Myxin den Träger. Er war fest in den Boden betoniert. Myxin sah auch die Querstreben und die Rollen, über die das Seil geführt wurde.

Der Weg war allerdings beschwerlich, doch der Magier machte sich nicht bange.

Er ging los.

Geradeaus konnte er nie gehen. Immer wieder mußte er nach links oder rechts ausweichen, um die optimale Aufstiegsmöglichkeit zu finden.

Manchmal rutschte er auch ab, dann wiederum hielt er sich an den knorrigen, aus dem Boden wachsenden Baumwurzeln fest und zog sich daran weiter.

Es war ein mühseliges Unterfangen, aber Myxin gab nicht auf, er dachte nur an sein Ziel, die Vernichtung der Eisvampire. Und dieser Gedanke gab ihm Kraft.

Nie ließ er die unmittelbare Umgebung aus den Augen und blieb plötzlich abrupt stehen, als er das Bündel sah, das rechts von ihm in den Ästen einer Bergbirke hing.

Myxin schaute genauer hin.

Tatsächlich, das war ein Mensch!

Sein erster Verdacht hatte sich bestätigt. In den Ästen dieses Baumes hing in der Tat ein Mensch.

Myxin fragte sich nicht, wie er dorthin kam, er wußte nur, daß er helfen mußte.

Der Magier bewegte sich dorthin.

Zweimal rutschte er auf glatten, scharfkantigen Felsen ab, fing sich wieder und ging weiter.

Zum Glück stand ein Ast der Birke so weit vor, daß Myxin ihn packen und sich an den Baum heranziehen konnte. Jetzt stand er direkt unter dem Mann.

Der Kleidung nach zu urteilen, mußte es ein Einheimischer sein.

Myxin schüttelte den Kopf. Wie kam der Mann dorthin? Es schien, als wäre er abgestürzt. Entweder von einem Felsen oder aus der Seilbahn. Letzteres war allerdings sehr seltsam, denn wer verläßt schon freiwillig die sichere Kabine? Es sei denn, da hatte jemand nachgeholfen.

Dieser Vorsatz zeigte wiederum, wie sehr sich Myxin gewandelt hatte. Als Dämon wäre es ihm nie eingefallen, einem Menschen, der ja sein Feind war, behilflich zu sein. Doch durch seine Wandlung war er so weit geändert, daß er nicht anders konnte, als sich mit dem Mann zu beschäftigen. Von seinem Standort konnte er nicht sehen, ob er noch lebte.

Auch wenn Myxin seine Arme ausstreckte, kam er nicht an den Mann heran. Der Magier war einfach zu klein. Er dachte nach und hatte eine Idee.

Myxin brach einen starken Ast ab, hob ihn hoch und stieß den im Baum hängenden Mann damit an. Er bewegte den Ast ein paarmal hin und her, der Körper rutschte, die Arme kippten nach vorn und jetzt konnte Myxin die Hände schon fassen. Sie fühlten sich kalt an, aber nicht so kalt wie die eines Toten. Myxin fiel ein erster Stein vom Herzen. Ein zweiter Stein rollte nach, als er den Puls spürte.

Er schlug schwach.

Myxin zog den Mann aus seiner unbequemen Lage und ließ ihn dabei auf seine Schulter fallen.

Das Gewicht drückte den kleinen Magier zu Boden. Myxin hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, als er wieder hoch kam. Er schwankte wie ein Halm im Wind.

Als Myxin den Mann zu Boden gleiten ließ, sah er erst dessen Verletzungen.

Sie waren arg, aber nicht lebensgefährlich.

Das Gesicht des Mannes war zerschunden. Es zeigte Risse und Hautabschürfungen. Außerdem blutete der Verletzte an der Lippe, auch unter dem Auge war die Haut aufgeplatzt. Wie der Verletzte am übrigen Körper aussah, konnte Myxin nicht sehen. Auf jeden Fall mußte er schnellstens in ärztliche Behandlung.

Die gab es nur in Hallstadt.

Es würde eine Schufterei geben, den Mann in den Ort zu schaffen, aber zurücklassen konnte Myxin ihn auch nicht. Natürlich paßte diese Unterbrechung nicht in Myxins Pläne, aber was sollte er tun? Er konnte den Mann nicht sterben lassen. Also lud er ihn sich auf den Rücken und machte sich an den Abstieg.

Es war eine Quälerei, die Myxin auf sich nahm. Jetzt pfiff er sogar auf die Sicherheitsvorkehrungen und sah zu, daß er den ins Tal führenden Weg erreichte.

Hier kam er besser voran.

Der Weg beschrieb oft scharfe Kurven, die gleichzeitig noch ein starkes Gefälle aufwiesen. Myxin hatte Mühe, den Mann auf der Schulter zu halten, denn bei dem Gefälle rutschte der Verletzte leicht ab.

Auch dieser Weg führte durch den dichten Wald. Und trotz seiner

wirklich schweren Last ließ Myxin die Umgebung niemals aus den Augen. Das Mißtrauen steckte einfach in ihm.

Deshalb sah er auch links vom Weg, wo abgefallene Fichtenzweige einen dichten Teppich auf dem Boden bildeten, eine hastige Bewegung.

Dort war jemand!

Myxin blieb stehen.

Er drehte sich leicht, und unwillkürlich fuhr seine Hand unter die Jacke, wo der Eichenpfahl steckte. Als er dann wieder hinschaute, war die Person verschwunden.

Eingetaucht in den dichten Wald.

Seltsam…

Myxin ging weiter. Er war jetzt noch vorsichtiger, und er spürte, daß irgendwo in der Nähe etwas lauerte.

Eine Gefahr vielleicht…

Der kleine Magier fühlte sich beobachtet. Leider konnte er sich wegen seiner Last nicht so schnell bewegen und auch kein hastiges Umdrehen riskieren. Er wurde nur das Gefühl nicht los, daß man ihn nicht aus den Augen ließ.

Als er Stimmen hörte, schlug er sich seitwärts zwischen zwei dicht belaubte Bäume.

Eine Wandergruppe passierte sein Versteck. Sie kamen von oben und redeten von einem kühlen Bier im Hotel.

Myxin ließ die Leute vorbei und ging weiter.

Seltsamerweise hatte sich das Gefühl, beobachtet zu werden, eingestellt. An eine Täuschung glaubte er jedoch nicht. Dazu waren seine Sinne zu sehr geschärft.

Myxin ging weiter.

Hin und wieder hatte er einen freien Blick und konnte bereits den See sowie den Ort Hallstadt erkennen. Die schmucken Häuser glänzten im letzten Licht der Tagessonne.

Auch wurde der Weg breiter. Er war jetzt wesentlich besser zu begehen. Ein Zeichen, daß die Talstation nicht mehr weit entfernt lag.

Allerdings ahnte der Magier nicht, welch eine Überraschung ihn dort erwartete…

***

Max Berger fuhr einen Jeep.

Ich nahm neben ihm Platz, während sich Suko in den Fond klemmte. Der Wagen stand vor dem Hotel, Berger startete und scheuchte das Gefährt los.

Er fuhr sehr schnell, riß den Jeep hart in die Kurven, so daß wir von einer Seite zur anderen flogen. Die harte Federung schüttelte uns durch, nein, dieser Wagen war nichts für mich.

Berger nahm nicht die Hauptstraßen, sondern fuhr über Nebenwege, die wohl nur die Einheimischen kannten.

Hinter dem Ort tauchten wir in ein Waldstück ein. Über einen pistenähnlichen, aufgerissenen Lehmweg kurvten wir weiter und erreichten bald die offizielle Straße, die zur Seilbahnstation führte.

In Kehren wand sie sich dem Ziel entgegen, war gut ausgebaut und auch für Busse passierbar.

Noch eine Kurve, und wir sahen die Parkplätze.

Berger fuhr quer über den Platz, zog den Wagen dann herum und bremste ihn hart ab.

Wir standen.

»Kommen Sie!« rief Max Berger und sprang aus dem Jeep.

Wir folgten ihm in das Gebäude der Seilbahnstation.

Hier war die Aufregung deutlich zu spüren. Ich sah zwei Polizisten, die mit Einheimischen diskutierten. Einer der Beamten deutete immer wieder durch ein großes Fenster hinaus in die Höhe.

Als die Männer Max Berger sahen, unterbrachen sie ihre Gespräche und schauten ihn an.

»Habt ihr schon eine Spur?« fragte Max.

»Nein.« Einer der Zivilisten trat vor. »Es tut mir leid, aber dein Vater ist noch nicht erschienen.«

»Dann müssen wir einen Suchtrupp zusammenstellen!« rief der junge Berger.

»Darüber sprechen wir gerade.«

»Der Spengler Josef ist auch noch nicht zurückgekehrt«, erklärte der Polizist und rieb sich seinen Oberlippenbart.

Max Berger schlug sich auf seinen rechten Oberschenkel. »Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu«, schimpfte er. »Da ist was passiert.«

Die Männer nickten.

»Wer geht mit mir?« fragte Max.

Sofort schnellten mehrere Hände hoch.

»Okay, dann müssen wir uns beeilen, bevor es dunkel wird und wir nichts mehr sehen.«

Die Männer nickten.

Suko und mich interessierten die Gespräche nicht sonderlich. Die Leute wußten schon, was sie zu tun hatten.

»Sehen wir uns mal draußen um?« fragte ich meinen Partner.

Der Chinese nickte.

Durch das Drehgitter verließen wir die Station und gingen dorthin, wo die Seilbahn stand.

Die Tür stand offen. Ich betrat die Kabine und schaute mich sorgfältig um.

Alles war normal, so weit ich das beurteilen konnte. Denn nicht zum erstenmal befand ich mich in einer Seilbahn. Bei unserem letzten Fall

im Gebirge hatte uns Portaguerra Schwierigkeiten bereitet, doch hier sah alles anders aus.

Die Kabine schwankte etwas, als ich sie durchschritt. Ich konnte wirklich nichts Auffälliges entdecken, keine Spuren eines Kampfes.

Alles war normal, zu normal für meinen Geschmack, denn irgend etwas war passiert.

Ich schaute den Weg hoch.

Es ging sofort ziemlich steil in die Höhe. Eine Schneise schnitt durch den Wald. Rechts und links wuchsen die Bäume eines Mischwaldes. Zwischen dem nackten Fels schimmerte manchmal das Grün eines Grasteppichs. Wenn ich genau hinschaute, konnte ich sogar die Mittelstation erkennen. Zwischen ihr und der Station im Tal mußte es passiert sein.

Aber was?

Ich wandte meinen Blick nach links.

Dort führte der Wanderweg den steilen Berg hoch. Er verschwand sehr schnell zwischen den Bäumen, doch dicht vor der Station war das Gelände frei.

Plötzlich weiteten sich meine Augen.

Eine Gestalt wankte über den Weg.

Klein, langer Mantel, grünlich schillernde Haut.

Myxin!

Aber er war nicht allein. Auf seinen Rücken hatte er einen Mann geladen.

Ob er tot oder nur verletzt war, konnte ich von meinem Standort aus nicht erkennen.

Suko hatte Myxin ebenfalls entdeckt.

»John!« rief er nur.

Ich ging schon aus der Kabine, schaute mich kurz um und entdeckte, daß es keinen anderen Weg gab, als die Station zu durchqueren, um Myxin zu treffen.

Um die verwunderten Blicke der Männer kümmerten wir uns nicht, als wir davonhasteten.

Draußen rannten wir.

Myxin sah uns und blieb stehen.

Suko war als erster bei ihm und nahm ihm die Last ab.

»Er ist verletzt«, sagte Myxin, als Suko den Mann vorsichtig zu Boden gleiten ließ.

Der Verletzte stöhnte leise. Er bewegte die Lippen. Leider konnte ich nicht verstehen, was er sagte, doch ich war sicher, daß er einen großen Teil des Rätsels lösen konnte, wenn er redete.

»Wo hast du ihn gefunden?« fragte ich.

»In einem Baum hängend.« Dann erklärte Myxin, was ihm widerfahren war. »Ich ziehe mich jetzt zurück«, meinte er zum Schluß.

»Und wohin?«
»Ich will zu den Höhlen.«
Darüber dachte ich nach. Der Vorschlag war nicht schlecht. Die Menschen brauchten von Myxin nichts zu wissen, deshalb gab ich ihm mit einer Handbewegung zu verstehen, daß er wieder gehen konnte.
Myxin verschwand.
»Und was sagen wir?« fragte Suko.
»Er hat es eben allein geschafft und ist hier zusammengebrochen.«
»Okay. Ob das Berger ist?«
»Keine Ahnung. Das werden wir aber gleich wissen.«
Unser schnelles Hinauseilen war natürlich nicht unbemerkt geblieben, und die Menschen wollten nach dem Grund schauen. Die beiden Polizisten und Max Berger verließen als erste die Station.
Ich winkte ihnen.
Der junge Berger war als erster zur Stelle. Neben mir ging er in die Knie.
Ich sah, wie er blaß wurde.
»Ist das Ihr Vater?« fragte ich.
»Nein, das ist Jo Spengler. Mein Gott, was muß der hinter sich haben.«
»Da sagen Sie etwas. Der Mann braucht einen Arzt.«
»Natürlich.«
Anweisungen unsererseits waren unnötig, denn ein Polizist rannte schon zum Telefon.
Inzwischen hatten auch die anderen Männer einen Kreis um uns gebildet. Jeder war natürlich entsetzt und fragte sich, wie so etwas hatte geschehen können.
Ich gab eine Erklärung ab.
»Von der Gondel aus habe ich ihn den Weg hinuntertorkeln sehen. Er war ziemlich am Ende und ist hier zusammengebrochen.«
»Wenn er nur reden könnte«, meinte Max Berger und knirschte mit den Zähnen. Die Erklärung hatte er mir zum Glück sofort abgenommen.
»Er ist nicht bewußtlos«, sagte ich.
»Haben Sie ihn schon gesprochen?«
»Nein, das noch nicht. Aber er hat gestöhnt.«
»Soll ich es mal versuchen?«
Ich nickte Max Berger zu. »Bitte.«
»He, Jo.« Berger beugte sich weit vor und strich mit seinen Fingern über das Gesicht des Verletzten.
Spengler zuckte.
»Jo, hörst du mich?«
Plötzlich schlug der Verletzte die Augen auf. Alle sahen es und zogen den Kreis noch dichter. Wenn ich den Blick hob, schaute ich in die

gespannten Mienen.
Der Verletzte bewegte die Lippen. »Tot«, murmelte er. »Tot…«
Berger zuckte zusammen. »Wer ist tot? Mein Vater? Rede doch, Jo. Sag es…«
»Tot – er will mich töten. Ich… ich sah ihn. Vampir … Zähne. Vorsicht, er ist …«
Der Verletzte schwieg wieder, aber jeder von uns hatte seine Worte vernommen.
Vampir!
Da hatten wir es. Er mußte auf die Vampire getroffen sein. Also war es höchste Zeit, etwas zu unternehmen. Doch Spengler hatte es geschafft und war den Blutsaugern entkommen. Wie, das hätte ich auch gern gewußt.
»Wo ist mein Vater?« Max Berger ließ nicht locker. »Hast du ihn gesehen?«
Jo Spengler quälte sich ein »Ja« über die Lippen, verzog aber sofort das Gesicht. »Seilbahn, wir waren in der Seilbahn. Er… er wollte mich töten …«
Max erschrak. »Mein Vater?«
»Ja. Er ist kein Mensch mehr. Vampir… Vorsicht. Gefährlich. Ich … ich hatte Angst. Gesprungen …«
Mehr sagte er nicht. Er bäumte sich noch einmal auf und wurde wieder bewußtlos.
Max Berger hob in einer hilflosen Geste beide Schultern. Er konnte es nicht fassen und begriff die Worte des Schwerverletzten einfach nicht. Das ging über seinen Horizont.
»Der redet im Fieber«, murmelte er.
Da war ich gar nicht so sicher, sagte jedoch nichts. Auch ich hatte mir die Worte sehr gemerkt. Demnach mußte Max Bergers Vater ein Vampir sein. Wie wurde man das? Ganz einfach. Man mußte auf andere Vampire treffen und sich von ihnen beißen lassen, dann setzte automatisch die Verwandlung ein. Als Ergebnis war das Geschöpf der Nacht geboren.
Die Sirene des Krankenwagens jaulte auf. Der Wagen kam vom Ort hoch. Er wurde hart gefahren und ging mit radierenden Reifen in die Kurve.
Die Masse der Neugierigen war größer geworden. Spaziergänger blieben stehen und schauten zu, wie der Krankenwagen über den Parkplatz fuhr und hart abgebremst wurde.
Die Türen sprangen auf, und die Sanitäter spritzten aus dem Fahrzeug.
Ein Arzt folgte. Er trug einen weißen Kittel, nickte den Männern aus Hallstadt kurz zu und beugte sich über den Verletzten.
»Können Sie jetzt schon etwas sagen, Doktor?« fragte der junge

Berger.

»Schwerlich, aber der Mann hat Glück gehabt. Meiner Schätzung nach wird er durchkommen.« Der Arzt erhob sich und gab den Sanitätern einen Wink.

Sie hatten bereits die Trage aus dem Wagen geholt. Der Verletzte wurde darauf gebettet.

Wenig später fuhr der Wagen ab. Der Arzt war hinten mit eingestiegen.

Wir schauten dem Fahrzeug nach, bis es verschwunden war. Ich warf Max Berger einen Blick zu. Sein Gesicht wirkte wie aus Stein gemeißelt. Er hatte die Lippen fest zusammengepreßt. Sicherlich dachte er an seinen Vater.

Ich auch. Nur drehten sich meine Gedanken um eine andere Sache. Während Max Berger die Worte des Verletzten wohl für Fantastereien hielt, ging ich davon aus, daß Jo Spengler recht hatte. Es war durchaus möglich, daß Berger sich in einen Vampir verwandelt hatte. Wahrscheinlich war er auf die Blutsauger aus dem Eis getroffen, und die kannten kein Pardon. So wie Berger, der neue Vampir, kein Pardon kennen würde.

Er brauchte Blut.

Eine uralte Regel, die auch heute noch ihre Gültigkeit besaß. Max Berger wußte das sicherlich nicht, ich mußte es ihm begreiflich machen.

»Kann ich Sie einen Augenblick sprechen?« fragte ich.

»Natürlich.«

Wir gingen zur Seite. Ich schaute den jungen Mann an. Er war blaß geworden. Seine Lippen zuckten. Kalter Schweiß glänzte auf seinem Gesicht.

»Was halten Sie von den Worten des Verletzten?« fragte ich ihn.

»Nicht viel.«

»Sie glauben also, daß es eine Lüge ist?«

Er nickte.

»Ich würde diese Worte nicht so einfach abtun«, sagte ich leise.

»In seinem Zustand lügt man nicht, Herr Berger.«

»Wieso?«

Ich wählte die nächsten Worte sorgfältig. »Es könnte sein, daß er wirklich einen Vampir gesehen hat.«

»Mein Vater ein Vampir?« flüsterte der junge Berger. »Sie… Sie wissen nicht, was Sie da sagen.«

»Doch, das weiß ich.«

»Nein, Herr Sinclair. Vampire, die gibt es doch gar nicht. Das sind Erfindungen von Horror-Autoren und Filmemachern. Hören Sie mir damit auf.«

Ich ließ nicht locker. »Gibt es hier nicht eine Geschichte, die sich mit

Vampiren beschäftigt? Ich meine davon gehört zu haben.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ich hatte Sie gefragt.«

»Ja, es gibt so etwas. Die Alten haben früher mal etwas von Eisvampiren erzählt.« Jetzt lächelte er spöttisch. »Sie glauben doch nicht, daß diese Dinge den Tatsachen entsprechen? Das ist eine Legende, mehr nicht, Herr Sinclair.«

»Trotzdem glaube ich daran.«

»Dann sind Sie für mich ein Spinner. Tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen.«

»Das macht nichts. Nur möchte ich Sie bitten, daß Sie uns in Ihre Wohnung führen. Wenn Ihr Vater wirklich zu einem Vampir geworden ist, wird er dorthin zurückkehren.«

»Lassen Sie mich mit dem Quatsch in Ruhe, Mann. Wer glaubt denn an so etwas?«

»Das ist Ihr letztes Wort?«

»Ja. Ich werde mit der Suchaktion beginnen. Stören Sie mich nicht dabei.« Er drehte sich um und ging.

Dafür kam Suko. »Keinen Erfolg gehabt, John?«

Ich nickte. »Er kann es nicht glauben, daß aus seinem Vater vielleicht ein Vampir geworden ist.«

»Ist auch schwer. Wie hättest du denn reagiert, wenn man dir so etwas erzählte?«

»Wahrscheinlich ähnlich.«

»Eben. Und nun?«

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Es war früher Abend und noch Zeit bis zum Dunkelwerden. »Du kennst mich, Suko. Wenn du anderer Meinung bist, kannst du es sagen. Willst du dich an der Suchaktion beteiligen?«

»Was hast du denn vor?«

»Ich möchte den Bergers einen Besuch abstatten. Das Dorf ist schutzlos. Es darf auf keinen Fall passieren, daß dieser Vampir sich neue Opfer holt.«

»Und die Eismonster?«

»Da ist Myxin.«

»Stimmt. Trotzdem gefällt mir das Ganze nicht«, meinte Suko.

»Sollten wir uns nicht trennen?«

»Dann fahre ich mit«, sagte ich schnell.

Suko lächelte. »Das war zwar nicht der Sinn der Sache, aber meinetwegen. Ich halte im Ort die Augen auf. Du kannst die Blutsauger aus den Eishöhlen finden und kommst dann zurück. Anschließend erledigen wir sie gemeinsam.«

Mit diesem Vorschlag war ich einverstanden. Nur sollte die ganze Sache anders verlaufen, als wir es uns vorgestellt hatten.

Anders und schlimmer…

***

Die Bergers wohnten nicht direkt im Ort, sondern ein wenig außerhalb. Sie hatten auch nichts mit dem Touristenrummel zu tun.

Ihr Haus lag am Berghang, war schon über 100 Jahre alt und in der Zwischenzeit ein paarmal renoviert worden. Man hatte um- und angebaut, doch die äußere Form war geblieben. Die dicken Holzwände schienen für die Ewigkeit gebaut worden zu sein. Das Dach sprang weit vor, die wuchtigen Balken hielten auch einer größeren Schneelast stand, und das gefällte Holz für den Kamin stand sorgfältig gestapelt an der Westseite des Hauses.

Hinter dem Gebäude begann ein Garten, an den sich eine saftige Wiese anschloß.

Etwas weiter begann schon der Wald.

Aus dem Wohnzimmerfenster hatte man einen prächtigen Blick auf Hallstadt und den See.

Clara Berger wohnte dort mit ihrem Mann und dem jüngsten Sohn Max. Ihr Ältester lebte nicht mehr in Hallstadt. Er arbeitete in Wien als Direktor einer großen Versicherung. Zweimal im Jahr kam er zu Besuch. Aber für Max und seine zukünftige Frau Hanni war das Haus groß genug.

Clara wußte noch nichts vom Schicksal ihres Mannes. Man hatte ihr bewußt nichts gesagt, weil sie sich immer zu leicht aufregte und das ihrem Herzen überhaupt nicht guttat.

Für Frau Berger verstrich ein Jahr wie das andere. Sie sah die Jahreszeiten kommen und gehen, erlebte ihren Wechsel bewußter mit als die Großstadtmenschen und kümmerte sich ansonsten um ihren Mann und den Sohn Max.

Im Ort war sie bekannt und beliebt. Schließlich gehörten die Bergers zu den ältesten Familien von Hallstadt.

An diesem Abend erwartete sie Hanni, Max’ Verlobte. Das Mädchen hatte versprochen, noch vorbeizuschauen, wenn ihr Dienst beendet war. Hannis Eltern gehörte das Hotel, und sie würde es einmal erben. Da machte der Max eine gute Partie.

Bevor Hanni kam, wollte Clara Berger noch mal in den Keller gehen, um den selbst gekelterten Wein heraufzuholen. Es war eine Spezialität bei den Bergers. Dieser Kirschwein, der so gut schmeckte, aber sehr schnell ins Blut stieg.

Der Keller war fast so groß wie die Grundfläche des Hauses. Tief in den Berg gebaut, strahlte er auch im heißesten Sommer eine angenehme Kühle aus. Dort lagerte alles, was die Familie brauchte, wenn sie mal eingeschneit waren. Und das kam schon mal in einem strengen Winter vor. Dann war die Straße für Tage zu, die Verbindung

zur Außenwelt unterbrochen.

Im letzten Jahr hatte Clara Berger ihren 50. Geburtstag gefeiert.

Sie war eine typische Frau der Umgebung. Etwas rundlich, mit einer frischen Gesichtsfarbe. Sie trug meist die Tracht des Landes und hatte das dunkelblonde Haar zu einem Knoten im Nacken zusammengesteckt.

Als sie ihren Toni geheiratet hatte, da mußte man noch Kerzen anzünden, wenn es in den Keller ging. Inzwischen jedoch gab es elektrisches Licht.

Clara Berger drehte den Schalter herum, bevor sie die breite Holztreppe nach unten schritt. Sofort merkte sie die Kühle, auf ihren nackten Armen bildete sich eine Gänsehaut.

Am Ende des Kellergangs lag noch eine Waschküche. Dort gab es auch eine Tür, die nach draußen führte. Über eine außen am Haus entlangführende Steintreppe gelangte man in den Garten.

Die Waschküche war nicht ihr Ziel. Sie wollte in den Weinkeller, wo die Schätze aufbewahrt wurden.

Er lag gleich rechts.

Die Türen waren nicht abgeschlossen.

Bei den Bergers stahl man nicht. Soviel Vertrauen gab es noch in diesem Ort.

Clara öffnete und machte auch hier Licht.

In bis an die Decke reichenden Regalen lagerte der selbst gekelterte Wein. Die Flaschen trugen keine Etikette, aber Clara wußte genau, wo sie hinzugreifen hatte. Der Wein wurde hier nach Jahrgängen gelagert. Das hatte sich Toni, ihr Mann, ausgedacht.

Überlegend blieb Clara vor dem Regal stehen. Sollte sie eine oder zwei Flaschen herausnehmen?

Sie entschied sich für zwei.

Eine nahm sie in die rechte, die andere in die linke Hand. Dann verließ sie den Kellerraum.

Als sie im Gang die Tür schließen wollte, mußte sie eine Flasche unter den Arm klemmen, um die linke Hand freizuhaben.

Plötzlich hörte sie ein Geräusch.

Sofort blieb Clara Berger steif stehen. Unwillkürlich stellte sie eine Flasche auf den Boden, die andere behielt sie in der Hand. Die Frau lauschte, ob sich das Geräusch vielleicht wiederholen würde, doch vorerst tat sich nichts.

Wird wohl eine Täuschung gewesen sein, dachte sie und bückte sich, um die Flasche aufzuheben, da jedoch wiederholte sich das Geräusch. Diesmal lauter, und nun wußte sie genau, wo es aufgeklungen war.

In der Waschküche!

Es hatte sich angehört, als wäre jemand gegen den großen Kessel gestoßen.

Aber wer?
Fremde kamen nicht in dieses Haus. Wenigstens hatte sie das bis heute noch nicht erlebt. Und ein Mitglied der Familie? Vielleicht Toni, Max oder schon Hanni?
Unsinn, die gingen nicht auf diesen Schleichwegen ins Haus, sondern nahmen den normalen Eingang.
Unwillkürlich dachte sie an einen Einbrecher.
Das waren höchstens Touristen, die sich so etwas erlaubten.
Clara atmete tief ein. Wenn das stimmte, sollte der oder die Einbrecher etwas erleben.
Clara Berger drehte sich, behielt die Weinflasche weiterhin in der Hand und schlich auf die Waschküchentür zu. Der Kerl sollte sie kennenlernen. So weit kam es noch, einfach bei den Bergers einzubrechen. Wo gab es denn so etwas?
Angst verspürte Clara Berger kaum, nur eine gewisse Neugierde, wer so frech sein konnte und sich diese Tat erlaubte.
Noch war die Tür zur Waschküche verschlossen. Als Clara die Hälfte der Strecke hinter sich hatte, wurde sie aufgestoßen.
Die Frau blieb stehen.
Ihr Herz schlug schneller, als sie auf die Tür starrte. Ein Arm erschien in dem Spalt. Die Hand fuhr an der Wand entlang und fand zielsicher den Lichtschalter.
Es wurde dunkel.
Unwillkürlich schrie Clara Berger auf, als die Finsternis sie einhüllte und sie nichts mehr sehen konnte. Clara mußte erst warten, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, dann erkannte sie die Tür als einen etwas helleren Umriß.
Und sie wurde geöffnet.
Stück für Stück glitt sie weiter auf. Jemand drückte von innen langsam dagegen. Wie immer quietschte sie in den Angeln. Normalerweise machte der Frau das Geräusch nichts aus, jetzt aber erzeugte es auf ihrem Rücken eine Gänsehaut.
Clara Berger bekam Angst.
Sie wußte mit einemmal, daß in diesem Hause eine Gefahr lauerte. Jemand war da, jemand, der sich nicht zeigen wollte und der etwas zu verbergen hatte.
Dann stieß die Tür mit der Klinke gegen die Wand. Sie blieb fast dort und schwang nur ein kleines Stück zurück.
Auf der Schwelle stand eine Gestalt!
Clara Berger konnte sie erkennen, denn durch das Fenster in der Waschküche fiel Licht, so daß sich der Eindringling wie ein Scherenschnitt abhob.
Clara erstarrte.
Ihr Herz klopfte hoch oben im Hals, das Blut rauschte durch ihre

Adern, und trotz der Dämmerung erkannte sie plötzlich, wer da aufgetaucht war.
Toni, ihr Mann!
Ja, er war es.
Plötzlich begann sich alles vor Claras Augen zu drehen. Es war die Erleichterung, doch keinen Fremden oder einen gefährlichen Einbrecher vor sich zu sehen.
Toni war da.
Clara öffnete den Mund und flüsterte den Namen ihres Mannes.
Toni reagierte zwar, aber anders, als Clara es sich vorgestellt hatte. Er sprach kein Wort, sondern ging auf seine Frau zu. Seine Schritte waren seltsam schlurfend, die Bewegungen irgendwie abgehackt, steifbeinig.
So ging er normalerweise nicht.
Plötzlich war Clara ihr eigener Mann fremd.
Etwas stimmte nicht mit ihm, das sah sie ganze deutlich. Toni war verändert. Er redete nicht, sondern ging nur stur geradeaus.
»Toni, bitte…«, sie schluckte. »So sag doch etwas, Toni. Mein Gott, was …« Clara stockte und verstummte schließlich. Ihr Mann war jetzt so nah, daß sie sein Gesicht sehen konnte.
Und Clara erschrak.
War das wirklich noch ihr Ehemann, mit dem sie Freud und Leid teilte? Dieses bleiche, hagere Gesicht und die glitzernden Augen, die sie beinahe gierig musterten.
Dann war er vor ihr.
Er blieb stehen.
»Toni, was hast du denn? Warum sagst du denn nichts? Was ist geschehen, Toni?«
Ihr Mann streckte seinen Arm aus. Clara rührte sich nicht, als die Hand auf ihr Gesicht zufuhr und seine Finger die Haut berührten.
Kalte Finger.
Wie Totenhände…
Clara erschrak. Ihre Haut zog sich regelrecht zusammen, und ein Gefühl der Angst durchströmte sie.
Das war zwar Toni, aber dennoch ein Fremder. So hatte sie ihn nie kennengelernt. Er war wie verwandelt, ein anderer, ein gefährlicher…
Clara ruckte zurück. Sie wollte die Finger nicht mehr spüren, sie ekelte sich plötzlich davor, doch Toni stieß ein leises Lachen aus.
»Nein«, flüsterte er, »du gehörst mir. Du bist mein Opfer!«
»Toni!« Claras Stimme klang schrill, die ersten Anzeichen einer Panik schwangen bereits mit. Clara schüttelte sich, sie begann am gesamten Körper zu zittern, als sie die kalte Kellerwand im Rücken spürte.
Und dann griff Toni Berger zu.
Sein Arm stieß vor, die Hand war zur Klaue gekrümmt, und sie

umklammerte den Hals der Frau.

Clara hatte nie damit gerechnet. Plötzlich wurde ihr die Luft abgeschnitten, ein Würgen drang noch über ihre Lippen, das in einem Röcheln endete.

Berger aber lachte.

Er drückte weiter zu, und seine Frau sank langsam in die Knie.

Sie hatte die Augen weit aufgerissen, schaute genau in das Gesicht ihres Mannes und sah plötzlich, wie er die Lippen öffnete und zwei lange, spitze Zähne sehen ließ.

Dieses Gebiß verunstaltete das Gesicht derart, daß es eine reine Fratze war.

Er bringt mich um, dieser Satan!

Der Gedanke schoß wie eine lodernde Flamme in der Frau hoch und aktivierte gleichzeitig Reserven.

Auf einmal konnte sie wieder denken, und ihr fiel ein, daß sie noch die volle Weinflasche in der rechten Hand hielt. Wenn es anders nicht ging, mußte sie eben zu diesem Mittel greifen.

Sie hob den rechten Arm an und schwang die Flasche herum.

Clara mußte sich beeilen, denn die Luft wurde immer knapper. Die schreckliche Fratze näherte sich ihrem Gesicht, sie nahm einen widerlichen Geruch wahr und schüttelte sich.

Dann drosch sie zu.

Schräg von der Seite her hämmerte sie die volle Flasche gegen den Schädel des Vampirs.

Es gab einen dumpfen Laut. Von der Wucht des Treffers wurde der Kopf zur Seite geschleudert, doch mehr geschah nicht. Der Vampir ließ nicht los.

Wieder hob Clara den Arm.

Ein zweitesmal traf sie.

Diesmal war der Schlag noch kräftiger geführt worden, die Flasche zerbrach sogar, und der rote Wein ergoß sich über den Kopf des Vampirs, wo er wirkte wie Blut.

Dieser Hieb schüttelte selbst den Blutsauger durch. Er ließ Clara los und hob den freien Arm, um sich mit der Hand über das Gesicht zu wischen.

Jetzt hätte Clara eine reale Fluchtchance gehabt, doch sie war zu schwach, um sich von der Stelle bewegen zu können. Sie stand nur da, atmete keuchend, hatte die Augen weit aufgerissen und starrte auf ihren Mann.

Nein, das war nicht Toni, der da vor ihr stand. Sie sah sich einer blutgierigen Bestie gegenüber.

»Ich kriege dich!« keuchte Berger. »Ich will Blut – dein Blut!«

Diese harten Worte schreckten die Frau auf. Sie löste ihre Starre, und abermals hob sie den rechten Arm.

Diesmal jedoch paßte der Vampir auf. Zwei Schläge hatten ihm gereicht. Den dritten unterlief er.

Die Flasche zischte an seinem Kopf vorbei und streifte ihn nur an der Schulter.

Dafür ging er die Frau voll an.

Er warf seinen Körper vor und wuchtete Clara gegen die weißgetünchte Kellerwand.

Ihr Kopf flog zurück. Sie spürte einen ziehenden Schmerz im Schädel, der für Sekunden all ihre Gedanken überschwemmte. Sie ächzte leise auf, riß sich aber zusammen und schüttelte die Schwäche ab. Weit öffnete sie die Augen.

Dicht vor ihrem Gesicht sah sie die Fratze ihres Mannes. Ja, es war eine Fratze.

Schaurig sah sie aus. Der Wein hatte sich über die Haut verteilt und erinnerte an kleine Blutbäche. Sie sah die Wunde am Kopf, die der Schraubenschlüssel gerissen hatte, den weit aufgerissenen Mund und die grausamen, spitzen Zähne.

Ihr Tod war eine beschlossene Sache.

Aber noch wehrte sie sich, stemmte das Knie hoch, doch die Bewegung war viel zu lasch, der Vampir nahm sie kaum wahr.

Er lachte nur.

Dann biß er zu.

Dieses ging so schnell, daß Clara Berger gar nicht dazu kam, eine Abwehrbewegung zu machen. Sie spürte den Einstich am Hals, wollte schreien, doch der Laut erstickte bereits in ihrer Kehle. Dann kam die Müdigkeit, und mit ihr eine gewisse Mattheit.

Clara sank zusammen.

Ihr Mann ließ sie nicht los. Sein Gesicht hatte er fest gegen ihren Hals gepreßt…

***

Suko lief zu Fuß zum Ort zurück. Ich schaute ihm nach, bis er hinter der nächsten Wegbiegung verschwunden war.

Dann wurde es auch für mich Zeit. Ich lief wieder in die Station und suchte nach Max Berger.

Er war der Macher und teilte die Suchgruppen ein, die von der Talstation aus starten sollten.

»Und ich nehme den Huber Karl mit«, sagte er zum Schluß.

Der Huber Karl war ein verschlossener Mann in Bergsteigerkluft, einem kantigen Gesicht und einer riesigen Nase, die rot schimmerte. Er schneuzte in ein blauweiß gemustertes Taschentuch und nickte dabei.

Ich tippte Max Berger auf die Schulter.

Hastig drehte er sich um. »Sie?« fragte er.

Ich lächelte. »Ja.«
»Was wollen Sie denn?«
»Mit Ihnen gehen.«
Max Berger lachte spöttisch. Dabei schaute er mich von oben bis unten an. »Das ist doch lächerlich. Sehen Sie sich nur mal Ihre Kleidung an, Meister. Nee, Sie sind ja ein Flachlandtiroler. Am ersten Hang rutschen Sie ab und brechen sich das Genick.«
»Ist das nicht mein Risiko?«
»Trotzdem kann ich Sie nicht mitnehmen.«
Er wollte nicht. »Gehen Sie denn zu Fuß?« erkundigte ich mich.
»Klar.«
Ich deutete durch die Scheibe nach draußen. »Warum nehmen Sie nicht die Kabine?«
»Weil wir systematisch vorgehen. Von unten nach oben.«
Ich nickte. »Das verstehe ich. Trotzdem wäre es nicht tragisch, wenn eine Gruppe mit der Bahn zur Station hochfährt und von dortaus talwärts geht. Irgendwo in der Mitte treffen Sie sich dann.«
Max Berger knetete sein Kinn. Er schaute den anderen Suchtrupps nach, die bereits die Station verließen. Nur einer blieb zurück. Der Mann trug einen dunkelblauen Overall und hatte einen Werkzeuggürtel umhängen.
»Sie sind ein Quälgeist, Herr Sinclair«, sagte Max Berger. »Aber vielleicht haben Sie recht. Warten Sie mal.«
Ich lächelte innerlich, während Berger zu dem Mann im Overall ging. Ich hörte, wie sie miteinander sprachen. Der Mann war hier unten an der Talstation beschäftigt und kannte sich aus. Er hatte kein Argument gegen eine Inbetriebnahme der Seilbahn.
»Meinetwegen kannst fahren«, sagte er auf gut österreichisch.
»Und du bleibst hier?«
»Sicher.«
»Das ist ein Wort.« Der junge Berger kam wieder zurück. Er nickte mir zu. »Sie haben es ja gehört. Ihr Vorschlag ist akzeptiert.«
»Danke.«
Zu dritt stiegen wir ein. Max Berger, der Huber und ich. Huber sagte kein Wort. Er stülpte die Unterlippe vor und schaute zu Boden.
Bewaffnet war ich. Kreuz, Pistole. Das mußte für die Blutsauger eigentlich reichen. Die Zeit, weitere Waffen aus dem Wagen zu holen, hatte ich leider nicht.
Max gab das Zeichen.
Der Mann im Overall reagierte prompt. Er schaltete den Motor ein, und die Kabine fuhr an.
Sie ruckte erst ein paarmal, dann schwebten wir sofort höher. Der Boden unter uns glitt weg. Bereits nach wenigen Metern hatten wir viel Luft unter dem Grund.

Max Berger sprach mich an. »Weshalb fahren Sie eigentlich mit, Herr Sinclair?«

»Mich interessieren diese Vampire.«

Berger grinste. »Einen Geologen?«

»Warum nicht?«

»Weil ich glaube, daß Sie gar kein echter Geologe sind.«

»Und warum nicht?«

Er hob die Schultern. »Keine Ahnung, ist nur so ein Gefühl. Darauf verlasse ich mich.«

»Das ist aber schlecht.«

»Wieso?«

»Sie sollten Beweise haben.«

»Haben Sie welche für die Existenz der Vampire? Nur die Aussagen des Verletzten.«

»Das sind Erfahrungswerte«, hielt ich ihm dagegen.

»Verstehe ich nicht.«

»Überlegen Sie mal, Herr Berger. Würden Sie, wenn Sie schwerverletzt sind, sich noch solch eine schaurige Geschichte ausdenken? Ich glaube nicht. Sie würden bestimmt Ihre eigenen Erlebnisse dort zum Besten geben.«

»Das stimmt sicherlich. Aufgrund dieser Aussagen bauen Sie Ihre Theorie über die Vampire auf.«

»Genau.«

Max Berger schüttelte den Kopf. »Das ist mir einfach zu hoch. Aber Sie sind Engländer und stammen aus dem Land der Geister und Gespenster. Da glauben bestimmt noch viele Leute an Vampire.«

»Möglich.«

Er wechselte das Thema. »Sagen Sie mal, wo steckt eigentlich Ihr Partner, der Chinese?«

»Der ist in den Ort zurückgegangen.«

»Und?«

»Er spielt dort den Aufpasser«, erklärte ich dem guten Max Berger.

»Für wen?«

»Sollte Ihr Vater wirklich zu einem Vampir geworden sein und es ferner geschafft haben, nach Hallstadt zu gelangen, wird er sicherlich in sein Haus oder Heim zurückkehren. Und dort erwartet ihn mein Partner.«

Berger schaute mich erschreckt an. Er war blaß geworden. Er holte zweimal tief Luft und sagte: »Das glauben Sie doch wohl selbst nicht – oder?«

»Ich glaube daran.«

Sogar der Huber meldete sich. Er sprach sehr schnell, aber das Wort Depp oder Spinner hörte ich heraus. Ich machte den Leuten gar keine Vorwürfe. Sie konnten nicht anders.

Es wurde dunkler. Längst kroch die Dämmerung heran. In den Wäldern nisteten bereits die ersten Schatten, und die Zeit der Vampire war nicht mehr fern. Dunkelheit und Vollmond, das liebten sie.

Dann waren sie in ihrem Element.

»Und sie wollen da oben wirklich mitsuchen?« fragte er mich.

»Ja und nein.«

»Was soll das denn wieder heißen?«

Ich wartete mit meiner Antwort, bis der Huber sich geschneuzt hatte. Dann sagte ich: »Sie brauchen von Ihrem ursprünglichen Plan nicht abzugehen. Ich aber schaue mich in den Eishöhlen um.«

Max Berger starrte mich mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund an. »Sie… Sie wollen in die Höhlen?«

»Warum nicht?«

»Das geht nicht.«

»Sagen Sie mir den Grund.«

»Die Höhlen sind verschlossen.«

Ich winkte ab. »Wozu sind Sie denn dabei. Sie brauchen mir die Tür nur zu öffnen, dann ist alles klar.«

»Aber es wäre gegen das Gesetz.«

»Das stimmt, aber in meinem Falle handelt es sich um eine Notlage. Die Vampire werde ich wahrscheinlich nur dort finden.«

»Die kann ich Ihnen auch nicht ausreden, wie?«

»Nein.«

»Gut, dann glauben Sie weiter an diese Märchen.« Er drehte sich um und schaute nach draußen.

Ich lächelte amüsiert. Weit hatten wir es nicht mehr. Die Station war bereits zu sehen. Man hatte eine Plattform in den Berg hineingesetzt. Sie wies einen Einschnitt aus, in den genau die Kabine hineinpaßte.

Die Kabine schüttelte sich noch einmal, als sie an dem letzten Träger vorbeilief und glitt dann in die Schneise hinein. Rumpelnd kam sie zur Ruhe.

Der Huber telefonierte nach unten und berichtete, daß wir angekommen waren. Dann verließen wir die Kabine. Diese Station war ähnlich wie die im Tal. Nur wesentlich kleiner. Es gab eine Andenkenbude, die wir passierten, und liefen durch ein schmalen Gang auf eine Holztür zu.

Dahinter begann der Serpentinenweg, der auch zu den Eishöhlen führte, wie ich anhand der Schilder erkannte. Schräg links zweigte noch ein Weg ab. Er lief auf das Tal zu.

Den wollten sicherlich die beiden anderen nehmen.

»Sie bleiben bei Ihrem Entschluß?« fragte Max Berger mich.

»Ja.«

Er wollte etwas sagen, kam aber nicht mehr dazu, denn der Huber Karl stieß plötzlich einen Ruf aus.

»Da, da! A Vampir!« schrie er…

***

Ich wirbelte herum, griff blitzschnell unter meine Jacke und zog die Beretta.

Vor Schreck sprang Max Berger zwei Schritte zurück und bekam große Augen, als er die Waffe sah.

Der Huber war etwas in den Knien eingeknickt und deutete auf einen Felsen, wo im letzten verschwindenden Tageslicht tatsächlich eine Gestalt zu sehen war.

Aber kein Vampir, sondern Myxin.

Er sah uns, wir sahen ihn. Der Magier nickte kurz und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Ich atmete innerlich auf. Denn ich wußte einen Partner in meiner Nähe. Während ich die Waffe wieder wegsteckte, schlug der Huber mehrere Kreuzzeichen hintereinander. Er war völlig aufgelöst. Seine Nase glühte.

»Dös… dös war einer«, sagte er und nickte immer wieder.

»Himmel, i… i hab' ihn g'sehn.«

»Ja, ja«, sagte Max Berger nur und schielte mich schräg von der Seite her an.

»Hier bleib' i net!« Der Huber schüttelte den Kopf. »Verflucht ist alles. Verflucht.« Auffordernd schaute er Max Berger an, der seine Schultern hob.

»Ob es ein Vampir war, weiß ich nicht.« Dabei blickte er mich an und wartete auf eine Antwort.

Ich tat ihm den Gefallen. »Wahrscheinlich war es einer«, log ich.

»Dann muß die Polizei her!«

»Nein, Herr Berger. Das erledige ich. Suchen Sie weiter das Gelände ab, und geben Sie mir nur den Schlüssel.«

»Den habe ich nicht.«

Er zog ein so zerknirschtes Gesicht, daß ich ihm sogar glaubte.

Der Huber Karl wollte überhaupt nicht mehr zu Fuß gehen, solch eine große Angst hatte er. Er wollte die Seilbahn nehmen, doch dagegen war wiederum Max Berger.

»Nein, wir müssen uns an das halten, was wir den anderen gesagt haben.«

Sie redeten hin und her. Schließlich setzte sich Max Berger durch.

»Aber seien Sie vorsichtig«, gab ich ihnen noch den Rat mit auf den Weg.

»Da hätten Sie mehr Grund.«

»Ich bin das gewohnt.«

Berger schluckte. Er wollte noch etwas fragen, schüttelte aber den Kopf und ging.

Ich wartete, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Karl Huber redete dauernd auf den jungen Berger ein. Der Knabe mit der roten Nase hatte einen Schock fürs Leben bekommen.

Ich schlug den Weg zu den Eishöhlen ein.

Er war gar nicht einfach zu gehen. Der Boden präsentierte sich als steinige Stolperstrecke. Die hellen Steine waren fast im Lehm verwachsen. Von der Station aus schien es nur ein Katzensprung zu den Höhlen zu sein, doch ich war immerhin zehn Minuten unterwegs. So können Entfernungen täuschen. Besonders, wenn der Weg in Serpentinen verlief.

Es war still. Still und dunkel. Von Myxin sah ich keinen Mantelzipfel mehr. Er hatte sich wieder zurückgezogen, würde aber sicherlich zur Stelle sein, wenn er gebraucht wurde.

Der Weg lief vor der Höhle zu einem kleinen Plateau aus. Vor mir ragte eine Felswand steil in die Höhe. Ich schaute an ihr hoch und konnte die Spitze nicht erkennen.

An einem kleinen Kartenhäuschen vorbei ging ich auf die grau gestrichene Eingangstür der Höhle zu.

Ein wenig flau war mir schon im Magen. Ich würde bald eine mir völlig unbekannte Gegend betreten und war nicht sicher, ob ich den Berg jemals lebend wieder verließ.

Aber das war das Risiko in meinem Job.

Vor der Tür blieb ich stehen.

Unter der Ritze schimmerte sogar Licht. Demnach mußte schon jemand vor mir in der Höhle gewesen sein.

Ich legte meine Hand auf die Klinke und drückte die Tür auf.

Alles schien für einen Besuch vorbereitet. Die Tür schwang leicht nach innen, und ich schaute in einen Gang, der vor einer weiteren Tür endete.

Rasch hatte ich ihn durchquert. Schon hier merkte ich den Temperaturunterschied. Es war wesentlich kälter geworden.

Die nächste Tür war ebenfalls nicht verschlossen.

Dahinter begann die eigentliche Höhle, die ich ein wenig zögernd betrat…

***

Hanni schaute des öfteren auf ihre Uhr. Himmel, es wurde Zeit, daß die Ablösung kam. Ihr Vater wollte die Rezeption übernehmen, damit Hanni den Abend bei ihren zukünftigen Schwiegereltern verbringen konnte.

Endlich kam ihr Vater.

Erich Kerner war ein stattlicher Herr in den Fünfzigern. Sein graues Haar trug er sorgfältig frisiert, und der Trachtenanzug stand ihm ausgezeichnet.

»Hast du schon auf mich gewartet?« fragte er lächelnd.
»Und wie.«
»Ja, ja, die jungen Leute. Haben es immer eilig. Triffst du deinen Max?«
»Sicher.«
»Dann bestell ihm einen schönen Gruß von mir.«
»Mach ich, Vater.« Hanni hatte noch ein paar geschäftliche Dinge mit ihrem Vater zu besprechen. Danach nahm sie ihre Tasche, hauchte dem Mann noch einen Kuß auf die Wange und verschwand.
Ihr VW-Käfer stand hinten in der letzten Reihe des halbleeren Parkplatzes. Sie hätte die Strecke auch zu Fuß gehen können, doch da sie es eilig hatte, wollte sie mit dem Auto fahren.
Oft dachte sie an Toni Berger. Ob man ihn endlich gefunden hatte? Bestimmt, der Toni war ein Mann vom Dachstein. Den brachte so leicht nichts um.
Ein dummes Gefühl blieb trotzdem zurück.
Da Hallstadt in einem engen Tal lag, wurde es auch früher dunkler. Der Betrieb hatte der Zeit entsprechend nachgelassen. Es waren nicht mehr so viele Touristen und auch Wagen unterwegs. Hanni hatte freie Fahrt.
Sie bog von der Hauptstraße nach links in eine schmale Gasse ein, in der ein Andenkenladen neben dem anderen stand. Hier schoben sich in der Hochsaison die Touristen durch, jetzt aber war alles ruhig.
Hanni rauchte während der Fahrt eine Zigarette, ging vom Gas, als die Kurve kam und zog den Käfer dann einen steilen Weg hoch, der in Höhe der ersten Häuser abflachte.
Die Wohnung oder das Haus der Bergers lag ziemlich weit hinten. Fast am Ende der Straße. Es stand etwas erhöht, war auch von der Straße her gut zu erkennen, und Hanni wunderte sich, warum hinter den Fenstern kein Licht brannte.
Alles war dunkel.
Das paßte eigentlich nicht zu den Bergers. Wenigstens nicht um diese Zeit.
Sollte doch etwas mit dem Toni passiert sein? Hanni hoffte es nicht, aber ihr Herz klopfte schneller. Sie war nervös geworden.
Hastig drückte sie die Zigarette aus und stellte ihren roten Käfer schräg vor dem Haus ab.
Sie stieg aus und warf die Tür hart ins Schloß. Normalerweise hörte man das Geräusch, dann kam immer jemand zur Tür.
Diesmal jedoch nicht.
Hanni Kerner wunderte sich noch mehr. Selbst die Kugellampe über der Tür brannte nicht.
Trotzdem wollte sie nachschauen.
Sie schritt die Treppe hoch und klingelte.

Ein paar Sekunden vergingen. Irgendwo auf der Straße fuhr ein Auto. Es hatte die Scheinwerfer eingeschaltet, und die hellen Lichtfinger streiften auch Hanni.

Dann wurde aufgedrückt.

Hanni stemmte sich gegen die Tür und betrat das Haus. Alles war ruhig.

Zwei Schritte hinter der Schwelle blieb sie stehen.

»Max?« rief sie.

Keine Antwort.

Aber es mußte jemand da sein. Es hatte doch kein Geist die Tür geöffnet.

»Frau Berger!«

Ihre Stimme schallte durch das Treppenhaus, und Hanni wunderte sich noch mehr, daß ihr niemand antwortete.

Sie bekam Angst. Hanni traute sich nicht, weiterzugehen. Vor der Tür blieb sie stehen.

Der Flur führte durch eine Rundbogenmauer, dahinter weitete er sich dann, und man gelangte in den Wohnraum.

Von dort vernahm Hanni ein Geräusch. Es hörte sich an, als hätte jemand einen Sessel über den Boden geschoben oder irgendein anderes Möbelstück.

Waren vielleicht Einbrecher im Haus? Nein, die hätten sicherlich nicht geöffnet.

Eine Tür quietschte.

Hannis Kopf ruckte nach rechts. Sie hatte Mühe, einen Aufschrei zu unterdrücken, als sie die Gestalt sah, die aus dem Keller gekommen war.

Es war Clara Berger. Sie brachte einen Geruch mit, der Hanni an Kirschwein erinnerte. Wie das kam, wußte sie auch nicht.

»Meine Güte, Frau Berger, haben Sie mich erschreckt!« flüsterte Hanni und legte ihre Hand dorthin, wo unter der Brust das Herz klopfte. »Es ist alles so dunkel, das kennt man gar nicht.«

»Das Licht ist ausgefallen. Ich war schon im Keller nachsehen.«

Die Stimme der Frau klang flach.

»So ist das also.« Hanni war einigermaßen beruhigt. »Und wer ist im Wohnzimmer?«

»Mein Mann.«

»Dann hat man ihn gefunden?«

»Natürlich.«

»Was ist denn geschehen?« Jetzt war Hanni neugierig geworden.

»Der Max kam ganz aufgeregt ins Hotel und sprach davon, daß der Toni, der Vater, verschwunden sei.«

»Ja.«

»Hat er allein hierhergefunden?«

Clara Berger nickte.
Das irritierte Hanni. Die Bergers waren ansonsten eine muntere Gesellschaft, vor allen Dingen, wenn Hanni kam. Die einsilbigen Antworten kannte sie gar nicht bei Ihnen.
Da schien doch nicht alles so im Lot zu sein.
»Wo ist eigentlich der Max?« fragte sie. Sie ärgerte sich jetzt auch, daß man ihr nicht Bescheid gegeben hatte. Schließlich waren sie und Max verlobt, das Schicksal ihrer zukünftigen Schwiegereltern ging auch sie etwas an.
»Er kommt gleich wieder«, sagte Clara Berger. »Geh' inzwischen in die Stube.« Damit war der Wohnraum gemeint.
Hanni schritt los. Sie wunderte sich nur, daß kein Licht angeknipst wurde. Dann hörte sie Frau Bergers Schritte. Sie waren nicht so flott wie sonst, sondern langsamer, schleppend.
Hanni blieb stehen und drehte den Kopf. »Warum macht ihr denn kein Licht?«
»Weil es der Vater nicht vertragen kann.«
»Hat er was?«
»Ja, an den Augen.«
»Dann hättet ihr doch einen Arzt holen müssen.«
»Der schaut auch bald vorbei.«
Das Benehmen der Familie fand die forsche Hanni wirklich sehr seltsam.
Sie betrat das Zimmer.
Es war sehr groß, hatte ein breites Fenster, durch das der Blick auf die Berge fiel. Die Stilmöbel aus Eiche paßten zu den Bergers.
Auf dem Parkettboden lagen dicke Teppiche, an den Wänden hingen Bilder mit Motiven aus der Bergwelt.
Toni Berger hockte in einem Sessel. Die hohe Rückenlehne verbarg ihn.
Hanni ging um den Sessel herum, bis sie den Mann anschauen konnte. Durch das große Fenster fiel etwas Licht. Hanni sah das Gesicht und bekam mit, wie der Mann seinen Mund langsam öffnete.
Sie merkte dabei nicht, daß Frau Berger dicht hinter sie getreten war.
»Komm doch näher«, flüsterte Toni Berger und grinste grausam.
Da sah das Mädchen die beiden Vampirzähne und schrie gellend auf.

***

Im selben Augenblick packte Clara Berger zu. Ihre Hände legten sich auf Hannis Schultern und drückte zu.
Clara und ihr Mann, beide Geschöpfe der Hölle, waren zu einem guten Team geworden.
Hannis Schrei erstickte.
Sie spürte die Hände und wehrte sich gegen den Griff der Frau, doch

der war zu stark.
Clara drückte das Mädchen dem Boden entgegen.
Und Toni erhob sich langsam aus dem Sessel. »Blut!« keuchte er.
»Dein Blut!« Er machte einen Schritt nach vorn. »Wir werden es gemeinsam trinken. Du gehörst uns, Hanni!«
Das Mädchen schüttelte den Kopf. Die Zöpfe flogen. Sie konnte noch nicht begreifen, in welch einer Gefahr sie schwebte. Sie glaubte an einen bösen Scherz und wußte nicht, wie bitterernst es den beiden Blutsaugern war.
»Nimm sie!« zischte die Vampirin. »Du zuerst!«
Diese Worte rüttelten Hanni auf. Sie wußte, daß man ihr ans Leben wollte, aber Hanni wehrte sich.
Sie sprang plötzlich hoch. Das geschah so schnell, daß die Hände des Mannes ins Leere griffen und die der Frau von Hannis Schultern abrutschten.
Das Mädchen drehte sich noch auf der Stelle, nahm seine Handtasche und wuchtete sie in das Gesicht des männlichen Vampirs.
Toni Berger fauchte wütend auf. Hanni aber stieß ihn zur Seite und rannte auf die Tür zu. Sie wollte aus dem Haus fliehen, das für sie zu einem wahren Horror geworden war.
Hanni Kerner sprintete. Sie hatte zwar einen Vampir vorläufig ausschalten können, dabei aber die Frau vergessen. Und Clara dachte nicht daran, das Opfer entkommen zu lassen. Sie bückte sich, packte einen kleinen Hocker, von dessen Platte eine Topfblume rutschte, und schleuderte den Hocker genau zwischen die Waden der Fliehenden.
Hanni spürte zuerst den Aufprall, kam dann ins Stolpern, wollte sich noch fangen, doch sie fiel über ihre eigenen Füße und krachte schwer zu Boden, wobei sie noch mit dem rechten Ellbogen an der Wand entlangrasierte.
Sie spürte einen ziehenden Schmerz im Arm, hörte das Wutgeheul der beiden Blutsauger und vergaß ihre Angst.
Hanni schnellte hoch. Es war eine geschmeidige Bewegung, und wohl nie in ihrem Leben war sie so rasch wieder auf die Beine gekommen, trotzdem war es zu spät.
Ein wuchtig geführter Schlag traf sie und schleuderte sie herum.
Dabei hatte sie Glück, daß sie genau durch die Tür in die Diele torkelte.
Die Vampire jedoch machten den Fehler sofort wieder wett. Auf einmal bewegten sie sich schnell. Clara Berger huschte an Hanni vorbei und verbaute ihr den Weg zur Tür.
Dem Mädchen blieb noch eine Chance. Der Weg über die Treppe in den ersten Stock.
Sie drehte sich um, sah den männlichen Vampir dicht vor sich und warf sich instinktiv zurück. Dabei stieß sie hart mit der Schulter gegen

den untersten Treppenpfosten, hielt sich jedoch auf den Beinen und geriet dabei mit der Hacke an die unterste Stufe.

Sie wäre gefallen, da sie sich noch immer in der Bewegung befand, doch glücklicherweise hob sie ihr Bein hoch und stellte den Fuß auf die unterste Stufe.

Sie rannte die Treppe hoch.

Es war ein Reflex, und aus einem Gedankenblitz heraus wurde auch ihre nächste Aktion geboren.

Hanni sah die beiden an der Wand und über Kreuz hängenden Skistöcke.

»Pack sie doch!« kreischte die Alte. »Los, hol sie dir. Sie darf nicht entkommen!«

Clara war wie von Sinnen. Sie hatte die Zähne gefletscht, bot einen grauenhaften Anblick und zitterte wie Espenlaub.

Toni Berger stachelten die Worte seiner Frau an. Drei Stufen nahm er mit einem gewaltigen Sprung und kam so seinem flüchtenden Opfer näher.

Da hatte das Mädchen bereits den ersten Skistock von der Wand gerissen.

Der Vampir kam von unten. Noch ein Sprung, dann war er da.

Hanni zitterte vor Angst, als sie weit ausholte, den Arm nach vorn schwang und den Skistock wie eine Lanze schleuderte. Sie konnte Berger gar nicht verfehlen. Die Metallspitze drang dem Vampir dicht unter dem Hals in die Brust. Berger wurde gestoppt.

Er prallte gegen die Wand, und seine zupackenden Klauen verfehlten das angstzitternde Mädchen.

Hanni hörte das Kreischen der Frau und erwachte aus ihrer sekundenlangen Erstarrung.

Sie riß den zweiten Skistock von der Wand.

»Stirb!« brüllte sie, warf sich nach links, prallte gegen das hölzerne Geländer, hob den rechten Arm und hämmerte den Skistock wuchtig auf die im Flur stehende Clara Berger zu.

Die sprang zur Seite.

Die Spitze hackte in den Teppich. Mit dem zweiten Angriff hatte das Mädchen nichts erreicht.

Aber auch nicht mit dem ersten, denn schreckensbleich mußte sie mitansehen, wie sich der Vampir den Skistock aus der Brust riß und kein Tropfen Blut aus der Wunde quoll.

Er lachte böse.

Dann schleuderte er die Waffe. Das geschah aus dem Handgelenk. Das Mädchen hatte gar keine Chance, auszuweichen. Sie spürte nur den heftigen Schmerz im Oberschenkel und knickte mit dem rechten Bein weg.

Es war ihr Pech.

Nicht einmal am Geländer konnte sie sich festklammern, Hanni fiel dem Blutsauger in die offenen Arme.
Der riß sie sofort an sich.
Sein Weib kreischte und schrie, führte verrückte Tänze auf. »Wir haben sie, wir haben sie!«
Toni Berger schleuderte Hanni auf den Boden in der Diele und stürzte sich wild auf sie, während Clara noch zuschaute.
Hanni wehrte sich verzweifelt. Zweimal schlug sie ihre Fäuste in das Gesicht des Blutsaugers, doch seinen Vorsatz konnte auch sie nicht vereiteln.
Die Zähne näherten sich unaufhörlich ihrem zarten Hals.
Genau in dem Augenblick flog die Haustür auf. Suko war da!

***

Auch in der Höhle brannte Licht. Es war zwar nicht sehr hell, aber ich konnte alles erkennen.
Ein wenig enttäuscht war ich schon, denn ich hatte Eis erwartet und keine kahlen Felsen, die überall verteilt lagen und manchmal seltsame Formen aufwiesen.
Es war still in diesem gewaltigen unterirdischen Bergtempel. Nur hin und wieder vernahm ich das Tropfen von Wasser.
Der Weg war markiert. Ich brauchte ihn gar nicht erst zu suchen, und die Strecke war auch von Steinen so ziemlich freigeräumt. Stolperfallen fand ich nicht. Dann schritt ich über Bohlen weiter und konnte nicht vermeiden, daß meine Schritte ein hohles Echo auslösten. Das paßte mir gar nicht. Ich mußte wenig später nach links, sah eine Holztreppe vor mir und ging sie hoch.
Ich hatte das Ende der ersten Höhle erreicht, zwängte mich durch einen schmalen Spalt und gelangte in die nächste Höhle. Sie war wesentlich kleiner. Schnell hatte ich sie durchquert und stand wenig später in der dritten.
Hier sah ich das Eis.
Es bot wirklich einen fantastischen Anblick. Durch das Licht schimmerte es grünlich, und es befand sich praktisch überall.
Rechts und links an den Wänden und vor allen Dingen unter der Decke, wo es lange, schwere Zapfen bildete, die mich an die Stalaktiten in den Tropfsteinhöhlen erinnerten.
Sekundenlang nahm mich dieses Schauspiel gefangen. Dann dachte ich wieder an meine eigentliche Aufgabe und ging weiter.
Das war leicht, denn der Weg, durch Holzbohlen trittsicher gemacht, führte mitten durch ein Eisfeld. Zu beiden Seiten des Wegs bot ein Holzgeländer Halt.
Nach wenigen Schritten sah ich einen Bruch im Geländer. Die Stellen waren noch frisch, sie schimmerten hell, also konnte dieser Bruch

noch nicht lange existieren.
Ich wurde vorsichtiger und holte meine Waffe hervor. Durchgeladen war sie. Wenn die Vampire mich überraschen wollten, war ich in der Lage, sofort zu schießen.
Ich passierte die Stelle.
Über mir taute und fror es zugleich. Kleine Wassertropfen fielen von der Decke und auch in meinen Nacken, von wo aus sie kalt den Rücken hinunterliefen.
In einer weiten Kurve führte der Bohlenweg auf das Ende der Höhle zu, wo drei gewaltige Zapfen von der Decke hingen, die aussahen wie Figuren aus einer Märchenwelt.
Es war schon seltsam und erstaunlich, was sich im Laufe der Jahrtausende hier abgelagert hatte.
Ich ging weiter über das Holz, blieb manchmal stehen und drehte mich hastig um.
Keine Spur von den drei Eisvampiren.
Aber sie waren da. Davon war ich überzeugt, das spürte ich in meinem Innern. Ein sechster Sinn für Gefahr hatte sich im Laufe der Zeit bei mir entwickelt.
Ich erreichte das Ende der Höhle und blieb für einen Moment auf den Bohlen stehen. Dabei schaute ich zurück. Die Eisfläche flimmerte und glänzte. Fast hätte man meinen können, sie würde leben, was natürlich Unsinn war.
Aber auch von Myxin sah ich nichts. Der kleine Magier hielt sich aus mir unbekannten Gründen verborgen. Ich wußte nicht, wie groß dieser Höhlenkomplex war, und als ich die dritte oder bereits die vierte betrat, blieb ich überrascht stehen.
Eine kaum zu beschreibende Eispracht breitete sich vor meinen Augen aus.
In regelrechten Wellen arbeitete die Eisschicht auf dem Boden.
Ein Steg führte darüber hinweg und fand seinen weiteren Weg über einen zu Eis erstarrten Wasserfall.
Jedenfalls sah er so aus.
Im Hintergrund der Höhle entdeckte ich fantastische Eisfiguren, wie sie ein Künstler nicht besser und origineller hätte schaffen können.
Prächtige Stalaktiten, dazwischen die dicken Eiszapfen, die mit ihren Spitzen über der welligen Fläche schwebten. Ich kam mir vor wie in einem gewaltigen Dom, und der Weg führte auch nicht mitten durch das Eisfeld, sondern rechts daran vorbei.
Durch Treppen überwand man manchen Höhenunterschied. Es gab Stege und kleinere Brücken, für alles hatten die Menschen gesorgt.
Steckten hier vielleicht die drei Blutsauger? Ich ließ meine Blicke durch die Höhle wandern, doch alles lag leer vor mir.
Der Atem stand als kleine Wolke vor meinem Mund. In den Eiszapfen

spiegelte sich das Licht der unter der Decke angebrachten Lampen.
Und dieses Licht begann plötzlich zu flackern.
Ich zuckte zusammen, als ich das sah.
Dann war es ganz aus.
Stille…
Ich selbst hielt den Atem an und ging in die Knie. Lauschte und konzentrierte mich dabei auf die Geräusche.
Nichts zu hören, bis auf das Platschen der Wassertropfen. Es war in dieser Höhle wirklich stockfinster. Man konnte die berühmte Hand nicht vor Augen sehen, und trotz der gewaltigen Ausmaße, fühlte ich mich irgendwie beengt.
Wie würde es weitergehen?
War da nicht ein Knirschen – oder Schritte?
Nein.
Verdammt, jetzt machte ich mir schon selbst etwas vor. Obwohl es kalt war, trat der Schweiß auf meine Stirn.
Dann wurde es wieder hell.
Zuerst das Flackern, im nächsten Moment brannten die Lampen.
Da sah ich sie.
Sie standen vor mir auf dem Eis.
Die drei Vampire!

***

Ich atmete aus.
Zum erstenmal stand ich ihnen gegenüber, ich muß ehrlich gestehen, daß mir ein Schauer über den Rücken lief.
Sie sahen gleich aus.
Trugen dunkle Kleidung und auf ihren Oberteilen jeweils Buchstaben. Ein S, ein J und ein V.
Sandor, Jarosz und Viri. Wie Myxin es gesagt und von dem sterbenden Vampir erfahren hatte.
Doch wo steckte der Magier?
Ich sah ihn nicht, und es war auch müßig, sich über ihn Gedanken zu machen. Die Vampire waren wichtiger. In einem großen Halbkreis hatten sie sich auf dem Eis aufgebaut.
Sandor stand ganz rechts, Viri in der Mitte und Jarosz links von mir. Über seinem Kopf schwebte ein Eiszapfen, während sich Sandor nahe am gefrorenen Wasserfall aufhielt und Viri etwas tiefer stand. In einem Eistal.
Wir fixierten uns.
Dann sprach Sandor. »Wer bist du? Und wie kommst du hierher?« Seine Stimme hallte durch den gewaltigen Dom aus Eis.
Ich gab meine Antwort gelassen. »Euch wollte ich einen Besuch abstatten, und ich habe euch gefunden.«

»Und was willst du?«
»Könnt ihr euch das nicht denken?«
Plötzlich begann Sandor zu lachen. »Du bist ein armer Wicht, Sterblicher. Willst du es mit uns aufnehmen?«
»Ja.« Langsam hob ich die Waffe.
»Vergiß es.«
Ich hätte schießen können, doch ich war auch neugierig und fragte, woher sie kamen.
»Das weißt du doch. Aus Ungarn.«
»Ja, aber warum seid ihr hergekommen?«
»Weil der Bischof von Buda uns gejagt hat. Überall tobten Kriege, die Pest war ein großer Feind des Menschen, und auch wir Vampire konnten nicht mehr in Ruhe unsere Opfer aussuchen. Ungarn befand sich in Aufruhr. Wir mußten fliehen, aber die Häscher blieben uns auf den Spuren. Wir kamen in dieses Land, in dieses Gebirge und entdeckten die Höhlen.«
Ich schüttelte den Kopf. »Die gab es doch damals noch gar nicht«, sagte ich.
»Nicht so wie heute. Sie waren nur nicht ausgebaut worden. Wir gelangten durch eine Spalte in das Innere des Berges. Dann aber schloß sich der Berg, und wir froren ein. Aber wir starben nicht, wir wußten, daß unsere Zeit noch kommen würde. Jetzt ist sie da, wir sind zurückgekehrt. Das ganze Spiel beginnt von vorn.«
Das dachte er, aber dagegen hatte ich etwas. »Wen habt ihr bereits getötet?« fragte ich.
»Einen nur. Leider.«
»Das ist einer zuviel.«
»Du Narr. Wir werden die Höhlen bald verlassen und hinunter zu den Menschen gehen. Da sitzen unsere Opfer. An die kommen wir heran, und wir hoffen, daß unser erstes Opfer, das ja auch ein Vampir geworden ist, schon gute Vorarbeit geleistet und andere ebenfalls zu Geschöpfen der Nacht gemacht hat. Die Saat ist gelegt, sie wird aufgehen. Und niemand hält uns davon ab. Auch du nicht!«
Dieser Sandor hatte die Worte entschlossen ausgestoßen, aber so etwas kannte ich. Viele Dämonen und Schwarzblütler hatten mir schon des öfteren den Tod versprochen, bisher was es mir immer gelungen, sie zu überwinden.
Auch hier stand es drei gegen einen. Konnte ich sie packen? Mit drei schnellen Schüssen erledigen?
Und wo steckte Myxin? Wenn dieser Zwerg sich wenigstens zeigen würde.
»Woran denkst du?« fragte mich Sandor.
»An euren Tod.«
»Willst du es tatsächlich versuchen?«

»Man nennt mich den Geisterjäger. In meiner Waffe stecken geweihte silberne Kugeln, sie werden euch zerstören. So zerstören, wie sie auch schon viele eurer Brüder getötet haben.«

»Um so gerechter ist dein Tod, Eindringling!« hielt mir Sandor entgegen.

Und genau da wurde ich böse reingelegt.

Plötzlich rutschte das Brett unter meinen Füßen weg. Ich war auf dieses Loch im Steg überhaupt nicht vorbereitet, stieß sogar einen Ruf der Überraschung aus und klatschte im nächsten Moment auf die harte Eisfläche, wo ich in der Schräge lag und sofort ins Rutschen kam.

Ausgerechnet auf die drei Vampire zu…

***

Suko hatte herumfragen müssen, wo die Bergers wohnten. Und nicht jeder gab ihm eine Antwort. Der Chinese sah eben zu fremdländisch aus, da zuckten schon einige Leute zurück.

Doch schließlich hatte er das Haus gefunden. Es lag in tiefer Dunkelheit, was Suko einerseits störte, ihm jedoch auf der anderen Seite genau in den Kram paßte.

Vampire liebten die Dunkelheit. Sie bewegen sich in Lichtnähe nur wenn es sein mußte.

Lautlos schlich sich der Chinese auf das Haus zu. Er hatte eine Silberkugel-Beretta eingesteckt und auch die Dämonenpeitsche mitgenommen. Man konnte ja nie wissen…

Vor dem Haus blieb Suko stehen.

Noch vernahm er nichts, doch als er auf die Tür zuging und sein Ohr gegen das Holz legte, hörte er die Kampfgeräusche und das schrille Kreischen.

Da mußte er eingreifen!

Suko rechnete damit, daß die Tür verschlossen war, wunderte sich jedoch, daß er sie offen fand.

Einen Atemzug später stand er im Haus.

Suko sah sofort, welches Drama sich abspielte, obwohl nur wenig Licht in den Flur fiel.

Ein blondes Mädchen lag auf dem Boden und wehrte sich verzweifelt gegen einen Vampir. Ein anderes weibliches Wesen stand daneben, hatte das Gebiß gefletscht und schaute mit gierigem Blick dem Kampf zu.

Und dieses Vampirweib sah Suko auch zuerst.

Es kreischte wild auf und jagte wie eine Furie auf den Chinesen zu. Sie war so schnell, daß es Suko nicht schaffte, seine Beretta zu ziehen, denn da hing ihm das Weib schon an der Kehle.

Karate gegen Vampire!

Suko setzte die Kampfsportart ein. Er hob beide Arme, krümmte die

Hände etwas und schlug sie dann von zwei Seiten gegen den Hals des weiblichen Vampirs.

Es waren knallharte Schläge, die den weiblichen Vampir merkwürdigerweise nicht verletzten. Jedoch reichte die Aufprallwucht, um den Griff zu lockern.

Mit einem Drehgriff sprengte ihn Suko dann völlig. Gleichzeitig riß er sein Bein hoch und trat die Blutsaugerin zurück, damit sie auf Distanz kam und er Zeit hatte, seine Waffe zu ziehen.

Die bekam Suko auch.

Sorgfältig zielte er.

Dann peitschte der Schuß.

Clara Berger rannte genau in die Kugel hinein, die sich in ihre Brust bohrte. Ihr Lauf wurde wie von einer harten Hand gestoppt.

Die Blutsaugerin drehte sich, taumelte gegen die Wand und heulte schaurig auf. Sie warf ihre Arme hoch, versuchte die Fingernägel in den Putz zu krallen, um sich abzustützen, doch sie war zu schwach.

Das Körpergewicht drückte sie zu Boden.

Schwer stürzte sie und blieb liegen.

Suko sprang über den Körper hinweg. Er mußte das Mädchen retten, und es wurde verdammt Zeit, denn der Kampf gegen den weiblichen Vampir hatte ihn Sekunden gekostet, die der andere Blutsauger insofern ausnutzte, als er dabei war, Hanni in den Wohnraum zu schleifen.

Doch sie hatte durch Sukos Auftauchen wieder Mut bekommen.

Sie wehrte sich verbissen.

Es war Toni Berger nicht gelungen, seine spitzen Zähne in ihren Hals zu bohren. Er hatte die Haut nur einmal gestreift. Zurückgeblieben waren zwei rote Striemen.

Hanni Kerner kämpfte verbissen. Sie wollte sich von diesem Unhold nicht besiegen lassen und setzte all ihre Kraft ein. Es gelang ihr, die rechte Hand unter Bergers Knie zu stemmen und den Kopf zurückzudrehen, was der Untote mit einem wütenden Fauchen quittierte. Dann warf sich Hanni herum. Ineinanderverkrallt rollten die beiden um die eigene Achse, wüteten, kämpften, kreischten und schrien.

Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Sekunden dehnten sich für das tapfere Mädchen zu Minuten. Hanni war klar, daß sie auf die Dauer gesehen den Kampf nicht gewinnen konnte. Hilfe war dringend notwendig.

Und die kam.

Suko erreichte das Zimmer.

Er überschaute die Sache mit einem Blick. Blitzschnell war er unten und bekam den Blutsauger mit der linken Hand am Kragen zu packen. Hart riß er ihn hoch, doch der Vampir wollte Hanni nicht loslassen. Er

zog sie einfach mit.

Suko schmetterte ihm den Pistolenlauf auf den Arm.

Wütend fuhr der Blutsauger zu dem Chinesen herum, der genau in die schreckliche Fratze starrte.

Da hob Suko die Waffe und feuerte. Die Silberkugel traf den Vampir aus nächster Nähe mitten ins Gesicht. Er fiel zurück, sofort löste sich der Griff, und der Blutsauger war bereits tot, als er den Boden berührte.

Hanni Kerner lag dicht neben ihm.

Sie weinte.

Ihr Körper zuckte unter dem krampfhaften Schluchzen, sie hatte die Hölle hinter sich.

Suko ließ sie erst einmal in Ruhe und drehte den Vampir auf den Rücken.

Hastig legte er ihn wieder normal hin. Der Anblick war zu grauenhaft. Suko fand eine Decke und breitete sie über den toten Blutsauger aus. Dann kümmerte er sich um Hanni.

Als sie seine Hände an ihrer Schulter spürte, schrie sie.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte Suko in seinem etwas holprigen Deutsch. »Die Gefahr ist vorbei. Beide Vampire sind von mir erledigt worden. Gibt es noch mehr Blutsauger hier im Haus?«

»Nein. Ich glaube nicht.«

Suko führte das Mädchen zu einem Sessel, wo es Platz nehmen konnte.

»Möchten Sie einen Schnaps?« fragte er.

Hanni nickte.

Suko sah auf einem Teewagen einige Flaschen und Gläser. Er nahm Kirschwasser, goß es in ein Glas und brachte es Hanni.

Sie trank, schluckte und hustete. Das Zeug war verdammt scharf.

Aber sie leerte das Glas. Als sie es wegstellte, schaute sie Suko an.

»Wie kommen Sie hierher?«

»Mein Name ist Suko.«

»Und?«

»Ich wußte, daß in diesem Ort etwas passieren würde. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen.«

»Aber woher?«

»Das ist eine lange Geschichte«, erwiderte Suko lächelnd. »Vielleicht erzähle ich Sie Ihnen später.«

Hanni Kerner warf einen scheuen Blick auf die Decke, wo sich der Körper abzeichnete. Er war nicht zu Staub verfallen, dafür war dieser Vampir noch nicht lange genug ein Diener der Finsternis. Bei diesem Tod veränderte sich nur die Farbe der Haut. Sie wurde sofort milchigweiß. Kein schöner Anblick. Deshalb auch die Decke.

»Die Bergers sind Vampire«, flüsterte Hanni. »Ich kann es einfach

nicht begreifen.« Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht und schüttelte den Kopf. Plötzlich schaute sie Suko wieder an. »Aber wo ist Max? Ist er auch…?«

»Nein, Ihr Max ist normal. Er leitet die Suchaktion nach seinem Vater.«

»Der ist doch tot.«

»Das wissen wir, aber nicht Max.«

Sie sprang auf. »Man muß ihm Bescheid geben.«

Suko drückte das Mädchen wieder zurück in den Sessel. »Bleiben Sie erst einmal sitzen und warten Sie gemeinsam mit mir die nächsten Stunden ab. Da wird schon etwas geschehen, dafür sorgt mein Partner. Verlassen Sie sich darauf.«

»Sie… Sie meinen Mr. Sinclair?«

»Ja, allein würde ich es wohl kaum schaffen. Wahrscheinlich befindet sich John, so heißt er, jetzt in den Eishöhlen.«

»O Gott. Und was macht er da?«

»Er jagt Vampire.«

»Dort auch?«

»Ja. Denn mit diesen Vampiren, die sich dort oben in den Höhlen verkrochen haben, hat alles begonnen. Von ihnen ist auch Ihr Schwiegervater angefallen worden.«

»Wie viele Vampire lauern denn dort?«

»Drei!«

Die tränenfeuchten Augen des Mädchens wurden groß. »Und Ihr Freund kann gegen diese drei kämpfen?«

»Ich hoffe es, Fräulein. Ich hoffe es sehr…«

***

Ich fiel verdammt tief.

Vielleicht kam es mir auch nur so vor, weil das Eis knochenhart war, auf das ich prallte.

Natürlich fand ich keinen Halt auf der glatten Fläche, sondern rutschte weg.

Dann begann die Fahrt. Ich hatte das Pech gehabt, auf einer Stelle zu landen, wo es ziemlich steil bergab ging. Wie früher in der Kinderzeit rutschte ich auf dem Allerwertesten und halb auf dem Rücken liegend in eine Talmulde aus grünlich schimmerndem Eis.

Die Vampire befanden sich jetzt rechts von mir. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, wie mir der Typ mit dem V auf der Brust den Weg abschneiden wollte.

Er konnte auch nicht normal laufen, sondern balancierte auf dem Eis, wobei er seine Arme seitlich ausgestreckt hatte, um das Gleichgewicht zu halten.

In der Bewegung drehte ich mich und feuerte. Es war ein Versuch,

ein Schnappschuß, mehr nicht, und ich traf den Blutsauger nicht. Die Kugel jaulte irgendwo gegen die Eiswand, von wo sie abprallte und als Querschläger durch die Höhle pfiff.

Mit den Füßen zuerst stieß ich gegen die hochlaufende Eishügelwand auf der anderen Seite und kam zur Ruhe.

Ich wälzte mich auf die Seite.

Die Vampire ließen sich nicht blicken. Eiswellen deckten sie. Dafür hörte ich ihre Stimmen. Sie riefen sich gegenseitig die Befehle zu und wollten mich einkreisen, das nahm ich wenigstens an, denn ihre Worte konnte ich nicht verstehen, sie sprachen jetzt ungarisch.

Ich holte mein Kreuz aus der Deckung und ließ es vor meiner Brust baumeln.

Dieses Kruzifix bot noch immer einen ausgezeichneten Schutz, und mit Hilfe des Kreuzes hatte ich schon manchen Gegner erledigt. Ich hoffte auch jetzt darauf.

Ich stand auf.

Das heißt, erst einmal versuchte ich es nur, denn es war ein verdammt schwieriges Unterfangen. Ich konnte das Gleichgewicht kaum halten.

Schließlich stand ich auf den Füßen.

Die Beretta hielt ich in der rechten Hand. Den linken Arm hatte ich ausgestreckt, um mein Gleichgewicht zu halten, wenn ich mich in Bewegung setzte.

Langsam schritt ich vor. Ich hob die Füße nie vom Eis ab, sondern schlurfte wie ein Kranker.

Nach vorn konnte ich nicht. Da wuchsen die Eishügel in die Höhe. Es war mir unmöglich, diese zu erklimmen. Ich würde nach den ersten Schritten wieder abrutschen.

Es gab nur eine Chance.

Zurück auf den Weg!

Ich drehte den Kopf.

Dort hinzugelangen war wesentlich leichter. Die Strecke lief flacher in diese Richtung, von einigen Eisbuckeln einmal abgesehen.

Ich ging wie auf Eiern. Leider mußte ich mich dabei so drehen, daß ich die Blutsauger im Rücken hatte, was mir wiederum überhaupt nicht paßte.

Deshalb drehte ich mich ein wenig zur Seite.

Zentimeter für Zentimeter kam ich voran. Von den Vampiren hörte ich nichts mehr, dafür sah ich sie.

Oder einen von ihnen.

Er stand plötzlich auf den Bohlen. Es war Jarosz, und er hielt einen gewaltigen Eisbrocken in beiden Händen, der auch einen Teil seines Körpers schützte, so daß es schwierig war, ihn mit einem Schuß auszuschalten.

Ich wußte, was er vorhatte.
Da warf er den Brocken auch schon auf mich zu. Wenn der traf, war es aus.
Ich wich schnell zur Seite und stürzte dabei zu Boden.
Normalerweise wäre es leicht gewesen, zur Seite hin wegzutauchen. Aber nicht bei dieser Unterlage. Die Beine wurden mir buchstäblich weggerissen, und ich lag ausgestreckt auf dem Eis. Instinktiv zog ich den Kopf ein und schützte ihn mit beiden Händen.
Ich hatte unverschämtes Glück.
Der schwere Eisbrocken krachte dicht neben mir auf die schillernde Fläche. Er zersprang zwar nicht, aber ein paar Klumpen trafen trotzdem mein Gesicht.
Sie wirkten wie Nadeln, und ich spürte Blut an meiner Wange herabrinnen.
Der Vampir stieß ein wütendes Heulen aus, und noch bevor ich auf ihn anlegen konnte, war er wieder verschwunden.
Das gab mir Zeit.
Ich stand nicht erst auf, sondern bewegte mich kriechend auf das Geländer am Weg zu.
Würde die Zeit reichen, oder lief ich genau in einen zweiten Angriff des Blutsaugers?
Sie reichte.
Ich konnte die senkrechten Geländerstäbe packen und mich hochziehen. Dabei schaute ich über die Trittfläche hinweg und sah den Vampir, der mich mit einem Eisklumpen beworfen hatte. Er war dabei, einen zweiten hochzuwuchten, stand aber noch in der gebückten Haltung, und ich sah dicht über ihm den gewaltigen, spitz zulaufenden Zapfen, dessen Ende genau auf seinen Rücken zeigte.
Mir kam eine Wahnsinnsidee.
Den Vampir mit einer Kugel zu erledigen, war aus diesem Winkel unmöglich. Aber ich konnte auf den Zapfen feuern.
Das tat ich.
Dreimal hintereinander jagte ich die wertvollen Silberkugeln aus dem Lauf. Sie hieben in den Eiszapfen, der trotz seiner Größe oben nur sehr schwach und dünn unter der Decke hing.
Es klappte.
Der Eisbrocken fiel ab.
Der Vampir hatte die Schüsse gehört, war einen Moment irritiert, und als er begriff, war es für ihn zu spät.
Die Spitze des Eiszapfens wuchtete genau in seinen breiten Rücken. Jarosz stieß einen heulenden Schrei aus, verlor den Eisklumpen aus den Händen und wurde zu Boden gewuchtet. Der Zapfen steckte in seinem Körper, hatte ihn jedoch nicht getötet, denn er war aus Eis und nicht aus Eiche.

Aber Jarosz wurde von der natürlichen Waffe gegen den Boden genagelt, was mir wiederum Zeit gab, auf den Weg zu klettern. Da ich beide Hände benötigte, steckte ich die Beretta weg und schwang mich hoch.

Ich stand kaum auf sicherem Boden, als Jarosz sich herumwarf.

Er hatte sich von dem Zapfen lösen können, rollte auf den Rücken und schaute noch einen Sekundenbruchteil in die Waffenmündung, bevor es dort aufflammte und ihm der Tod entgegenfuhr.

Die Silberkugel hieb in seine Brust.

Der Vampir verzog das Gesicht in grenzenloser Panik, dann wurde eine Grimasse der Qual daraus, und einen Augenblick später begann die zerstörerische Wirkung des Silbers.

Der uralte Vampir löste sich auf.

Er zerfiel zu Staub.

Ich atmete auf. Einer weniger.

Fieberhaft lud ich die Waffe nach und war noch dabei, als ich einen Schrei hörte.

Ich flirrte herum.

Ich sah Viri.

Er mußte den Tod seines Bruders mit angesehen haben. Der Blutsauger steckte voller Haß, tauchte aus einer kleineren am Rand liegenden Eishöhle auf und hielt ebenfalls einen Eiszapfen mit beiden Händen umklammert. Mochte der Teufel wissen, woher er ihn hatte. Für mich zählte nur, daß er mich damit töten wollte.

Er schleuderte den Zapfen. Wenn er traf, rasierte er mir glatt den Kopf von den Schultern. Mir blieb eine Chance. Ich ließ mich fallen und krachte auf die dünnen Planken, die unter meinem Gewicht zwar erzitterten, es aber hielten. Der Eiszapfen sauste über mich hinweg und donnerte irgendwo auf die Eisfläche.

Doch der Vampir hatte noch nicht genug. Er hatte angefangen und wollte seine Tat unbedingt beenden.

Er kam selbst!

Zwischen den Bohlen, auf denen ich stand, und der Eiswand der Höhle befand sich ein noch genügend großer Zwischenraum. Zudem gab es auch kleinere Verstecke in der Eiswand, Minihöhlen gewissermaßen.

Aus einer dieser kleinen Höhlen schlich jemand heraus.

Myxin, der Magier.

Ich sah ihn, als ich mich aus meiner liegenden Stellung erhob.

Myxin war im Rücken des Blutsaugers erschienen, Viri hatte ihn noch nicht bemerkt.

Er lief mir praktisch vor die Mündung, doch ich senkte die Waffe, denn ich sah, daß auch Myxin seinen Eichenpfahl in der Hand hielt.

Ihm wollte ich die Chance nicht nehmen.

Viri merkte nichts.
Er war so von seinem Haß beseelt, mich zu töten, daß er auf seine Umgebung nicht achtete. Und er achtete auch nicht auf den Schrei seines anderen Bruders, der schaurig durch die Höhle hallte.
Viri lief weiter. Es war mehr ein Stolpern und Wanken, denn auf dem Eis konnte er sich kaum halten.
Auch Myxin gab nicht auf.
»Viri!« Der Schrei gellte in höchster Panik, und das Echo zitterte in meinen Ohren.
Ich drehte mich um.
Sandor stand neben einer Eissäule und hatte drohend den rechten Arm erhoben. Er ahnte das Unheil, konnte es aber nicht aufhalten. Zu weit war er von dem Schauplatz entfernt, und außerdem schien er Angst vor meiner Waffe zu haben.
Viri stoppte.
Myxin nicht.
Er war nur noch wenige Schritte hinter ihm, hatte die Hand in Schulterhöhe, und die Finger umklammerten den vorn zugespitzten Eichenpflock.
Viri drehte sich um.
Da genau warf Myxin sich vor.
Der kleine Magier fiel förmlich auf den Vampir zu. Er traf ihn mit seinem Eichenpfahl genau in die Brust.
Es war ein ungeheuer wuchtiger Stoß. Myxin rutschte auf der Eisunterlage noch aus und fiel gegen den Vampir, dessen schauriges, schmerzgepeinigtes Heulen durch die Höhle hallte und bei mir eine Gänsehaut hervorrief.
Beide Feinde lagen aufeinander, doch es war Myxin, der sich von dem sterbenden Schwarzblütler herunterrollte, sich mit einer Hand abstützte und langsam auf die Beine kam.
Er schaute mich an.
Ich blickte nur kurz in seine Richtung und lächelte.
»Erledigt«, sagte Myxin.
»Bis auf Sandor.«
»Den kriegen wir auch noch«, behauptete der Magier und schaute kurz auf den sich langsam auflösenden Vampir Viri.
Dann meldete sich Sandor. Er hatte abermals den Tod eines Bruders mitansehen müssen. »Du Hund!« brüllte er. »Du verdammter Hund! Ich werde dein Blut bis zum letzten Tropfen aussaugen! Du entkommst mir nicht. Du nicht!«
Es war ein finsterer Schwur, den er mir da entgegenschleuderte, aber ich hatte nicht vor, den Kampf zu verlieren.
Im Gegenteil.
Nach den Worten machte er kehrt und war verschwunden, bevor ich

seine Schreierei mit einer silbernen Kugel stoppen konnte.

Ich sah ihn jedoch wieder.

Sandor rannte auf die Höhle zu, die ich ebenfalls schon durchquert hatte. Mir war klar, was er wollte.

Weg aus diesem unterirdischen Eispalast. Der Vampir wollte sich in der dunklen Nacht verstecken. Und draußen hatte er alle Chancen, mir zu entwischen.

Das durfte auf keinen Fall geschehen.

Augenblicklich nahm ich die Verfolgung auf.

***

Ich hatte Myxin nichts über mein Vorhaben gesagt, aber er konnte sich denken, was meine Absicht war.

Daß ich mich noch auf der ausgebauten Strecke befand, gereichte mir nun zum Vorteil. So kam ich wesentlich schneller voran als der Blutsauger auf dem Eis. Er hatte mit den Tücken zu kämpfen, ich lief über das Holz.

Rasch hatte ich die Höhle durchquert. Ich suchte immer noch nach einer Möglichkeit, den Vampir zu erwischen, aber er war zu schlau. Sandor hielt sich des öfteren in Deckung der gewaltigen Zapfen auf, so daß es schwer, beinahe unmöglich war, ihn zu treffen.

Dann trickste er mich doch aus.

In der nächsten Höhle sprang er kurzerhand auf das Eis, ließ sich fallen und rutschte ein gewaltiges Eisfeld hinab, so schnell, daß er seinen Vorsprung vergrößerte.

Ich konnte nicht aufs Eis, sondern mußte den Bohlenweg nehmen, der natürlich nicht die schnellste und direkteste Strecke darstellte, sondern die für die Besucher am interessanteste.

Dadurch verlor ich an Boden.

Der Vampir war wesentlich früher in der normalen Steinhöhle als ich. Ich sah ihn noch. Da stürmte er bereits in den Gang, der direkt zu den Türen führte und damit nach draußen.

Vorher konnte ich ihn nicht stoppen.

Ich hatte längst den Weg verlassen und sprang über die großen Steine. Einmal rutschte ich einen Hang hinab, kam aber glücklicherweise mit beiden Beinen zuerst auf und befand mich dicht am Höhlenende.

Vor mir rannte Sandor.

Und soeben hämmerte er die erste Tür zu. Es klang wie ein Pistolenschuß oder Startsignal. Letzteres traf auf mich zu, denn nun lief ich noch schneller.

Rasch war ich an der Tür.

Der Vampir besaß zum Glück keinen Schlüssel und auch nicht für die zweite Tür, die er gar nicht mehr hinter sich zugehämmert hatte,

sondern hin- und herschwang.
Sandor gab Fersengeld.
Ich war schneller.
Mit Riesenschritten stürmte ich aus dem Berginnern, passierte das kleine Kassenhäuschen und blieb auf dem Plateau stehen, um mich zu orientieren.
Es war inzwischen dunkel geworden. Zum Glück hatten sich keine Wolken am Himmel gebildet, es sah ganz nach einer klaren Nacht aus, und am Himmel funkelte das Millionenheer der Sterne.
Dazwischen ein fahler Mond, der dabei war, voller zu werden, seine ganze Größe aber noch nicht erreicht hatte.
Wo steckte Sandor?
Meine Blicke glitten über die Felsen. Nur schwach sah ich den Weg zur Bergstation. Der Wind hatte aufgefrischt. Er bewegte die Blätter und riß die ersten bereits ab.
Wo wollte Sandor hin?
Hatte er vor, höher in die Berge zu gehen? Wenn ja, sah ich gebügelt aus, denn dort konnte er sich immer verstecken. Da fand ihn auch eine Kompanie nicht. In den Bergen gibt es zwar die große Einsamkeit, aber keinen Menschen.
Und Menschen brauchte er.
Er wollte ihr Blut!
Deshalb ging ich davon aus, daß ich Sandor auf dem Weg zur Seilbahn fand.
Ich hatte mich nicht getäuscht.
Der Vampir rannte auf die Seilbahnstation zu. Allerdings nahm er nicht den normalen Weg, sondern kürzte ab. Er sprang von Felsen zu Felsen, eine riskante Sache, aber der Vampir war sehr geschickt. Er schaffte es, ohne hinzufallen.
Ich jagte ihm nach.
Dabei setzte ich nicht alles auf eine Karte, das heißt, ich verließ mich auf den normalen Weg, es war mir einfach zu riskant, mich so fortzubewegen wie der Blutsauger. Ein Fehltritt, und es war aus. Da lag ich dann mit einem verstauchten Knöchel oder gebrochenem Bein und konnte sehen, wie ich weiterkam.
Nein, dann lieber den Weg.
Und der war schon schwierig genug mit all seinen aus der Unterlage wachsenden Steinen, die auch zu gefährlichen Stolperfallen für mich wurden.
Einmal knickte ich um, konnte aber weiterlaufen.
Jetzt kam mir die Strecke doppelt so weit vor. Manchmal mußte ich mich ducken, um unter den weit vorwachsenden Ästen der Bäume zu laufen.
Von Myxin sah ich nichts.

Ich rechnete allerdings damit, daß ihn nichts in der Höhle gehalten hatte, dafür war sein Haß auf den letzten Vampir zu groß.

Es war verdammt gefährlich, in die engen Kurven zu laufen, so nah am Abgrund. Ich kam nicht so schnell weg, wie ich es wollte.

Leider sah ich von meinem Gegner nichts. Dafür hörte ich aber das Schlagen einer Tür.

Verflucht, der Blutsauger befand sich schon an der Station.

Jetzt hielt mich auch nichts mehr auf dem normalen Weg. Ich sprang ebenfalls querfeldein über Geröllhalden, umging aus dem Boden ragenden Wurzelstöcken und hatte wirklich Schwein, daß ich nicht auf die Nase fiel.

Das letzte Stück lief ich wieder normal über den Weg. Ein Sprung brachte mich dorthin.

Die Station lag im Dunklen. Nicht eine Lampe brannte. Vielleicht hatte der Vampir auch die Beleuchtung gelöscht.

Schweratmend blieb ich an der Tür einige Sekunden stehen. Ich mußte erst einmal zu Luft kommen nach diesem langen, gefährlichen und auch anstrengenden Lauf.

Mit der linken Hand zog ich die Tür auf, in der rechten hielt ich meine Beretta.

Kaum stand die Tür einen Spalt offen, da hörte ich das Geräusch.

Ein Summen und dazwischen ein Quietschen und Ächzen von Metall.

Die Seilbahn!

Himmel, der Vampir wollte mit der Seilbahn fliehen.

Wie ein Blitz war ich im Innern der Station. Der Blutsauger durfte nicht entkommen. Steckte er erst einmal in der Gondel, war es aus.

Dann sah ich ihn so schnell nicht wieder.

Ich flankte wie ein Sportler beim Medaillenkampf über das Gitter an der Kasse, sprang die schmale Eisentreppe zur Seilbahn hinunter und sah sie an der Plattform stehen.

Aber – sie bewegte sich schon!

Für mich wurde es wirklich allerhöchste Eisenbahn. Ich mußte Sandor fassen.

Ich stürmte auf die Plattform, sah hinter den Scheiben der Kabine die Gestalt des Vampirs und feuerte.

Die Scheibe zersplitterte, wurde in Fetzen gerissen, doch Sandor tauchte weg, als hätte er meine Reaktion vorausgeahnt.

Im selben Augenblick fuhr die Kabine an.

Und ich sprang!

***

Es war eine Verzweiflungstat, ich weiß, aber es gab einfach keine andere Möglichkeit.

Mit dem vollen Gewicht prallte ich gegen die Gondel, die heftig ins

Schwanken geriet. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich das Gefühl, abzurutschen und in die Tiefe zu fallen.

Dafür jedoch verlor ich meine Beretta. Ich hatte keine Zeit mehr gehabt, sie wegzustecken. Meine tastenden Hände fanden irgendwo Halt, und ich klammerte mich eisern fest.

Links neben mir befand sich die zerstörte Scheibe. Der Vampir hatte sich in die äußerste Ecke zurückgezogen und drohte mir. Das war egal, ich hatte im Augenblick andere Sorgen.

Sorge Nummer eins war der verdammte Träger. An ihm führte die Kabine ziemlich dicht vorbei. War die Entfernung zu knapp, würde ich von dem Träger abgestreift wie ein lästiges Insekt.

Ich griff in meiner Panik höher, erfaßte den Dachrand, zog mich weiter und schwang mich in einem wahrlich artistischen Akt auf das Dach der Kabine.

Der Träger streifte noch meinen rechten Schuh, und ich spürte den harten Schlag hoch bis ins Knie.

Dann ging es weiter.

Flach lag ich auf dem Dach.

Mit den Händen stützte ich mich ab, denn eine Gewichtsverlagerung meinerseits verursachte ein gefährliches Schwanken der großen Kabine.

Jede dieser Transportbahnen besaß einen Notausstieg am Dach.

Auch diese hier.

Ich wollte ihn zweckentfremden und von außen öffnen, um an den Vampir zu gelangen.

Dazu mußte ich zwei Riegel zurückschieben. Die Zeit saß mir wie ein Alp im Nacken, denn wenn der Vampir schlau war, dann stieg er einfach aus. Ihm konnte ja nicht viel passieren. Durch einen Fall war er bestimmt nicht zu töten.

Die Riegel klemmten etwas, doch mit Kraft bekam ich sie zur Seite. Dann wuchtete ich die Klappe hoch.

Meine Beretta hatte ich nicht mehr, nur noch das Kreuz. Es mußte einfach reichen, um die Bestie auszuschalten.

Ich schaute in die Kabine.

Da traf mich der Hieb.

Es war wirklich ein Volltreffer. Von der Seite her wirbelte etwas auf mich zu, hämmerte gegen meinen Schädel, und ich sah für Sekunden Sterne, bevor es mir schwarz vor Augen wurde. Da ich mich bereits zu weit vorgebeugt hatte, bekam ich das Übergewicht und fiel in die Kabine.

Schwer schlug ich auf.

Wie aus weiter Ferne hörte ich das hämische Lachen des Vampirs, während mir das Blut aus der Nase lief. Dieser Hundesohn hatte mich geleimt. Hilflos lag ich auf dem Bauch. Der Blutsauger konnte mit mir

machen, was er wollte, auch das Kreuz schützte mich nicht, da es verdeckt wurde.

Mein Glück war, daß ich nicht bewußtlos wurde. Im Laufe der Zeit hatte ich einen Schädel aus Eisen bekommen. Es gelang mir immer wieder, die aufsteigenden Wellen der Bewußtlosigkeit zurückzudrängen.

Dann pfiff plötzlich kalte Luft in mein Gesicht. Gleichzeitig vernahm ich ein metallenes Geräusch. Es entsteht, wenn eine Tür einrastet.

Der Vampir hatte die Tür aufgezogen. Es gab nur einen einzigen Grund für diese Tat.

Er wollte mich aus der Kabine werfen!

Dieses Wissen mobilisierte meine Kräfte. Und schon spürte ich die Klauen des Blutsaugers an meinen Schultern. Sandor Konya wollte mich hochhieven und dann nach draußen schleudern.

Es ging um Sekunden.

Es war mir gelungen, die aufkommende Bewußtlosigkeit abzuwehren, gab mich aber schlapper, als ich war.

Er hievte mich hoch und stieß einen wilden Fluch aus, als er das Kreuz sah.

Ein halber Schritt trennte uns von der offenen Gondeltür. Ich schaute nach draußen, sah die ineinanderzerfließenden Schatten der Bäume vorbeihuschen und machte mich schwer.

Der Vampir schleppte mich noch ein Stück näher.

Da reagierte ich.

Mit einer blitzschnellen, schlangengleichen Bewegung wand ich mich aus seinem Griff, duckte mich und stieß meine Faust hoch, die genau sein Kinn traf.

Es war ein Sonntagstreffer, der den Vampir weit zurückschleuderte. Er fiel zu Boden.

Dicht neben dem Gegenstand, mit dem er zugeschlagen hatte. Es war ein kleiner Holzhocker. Er wurde meist vom Kabinenbegleiter als Sitzplatz benutzt.

Sandor war sofort wieder auf den Beinen. Ein Faustschlag tat ihm wirklich nichts.

Wir standen uns gegenüber.

Doch ich hatte das Kreuz!

Hastig zog ich es über meinen Kopf, während die Kabine dem Tal entgegenschwebte und der Wind durch die Dachluke und die ebenfalls offene Tür fegte.

»Komm«, sagte ich, »komm nur!«

Sandor fletschte sein Gebiß. Er schien zu wissen, daß ich der Stärkere war, jetzt suchte er verzweifelt nach einem Weg, wie er entkommen konnte.

Da gab es nichts.

»Es ist aus, Sandor!« hielt ich ihm entgegen. »Du hast keine Chance mehr.«

Er wollte es nicht wahrhaben, fauchte mich an, bückte sich und packte den Hocker.

Diesmal war ich auf den Schlag vorbereitet, er konnte mich nicht mehr überraschen.

Ich riß meinen linken Arm hoch und wehrte ihn ab. Dabei drehte ich mich leicht nach rechts und ging voll in den Blutsauger hinein.

Mit meinem Kreuz!

Ich preßte es auf sein Gesicht.

»Aaagggrrrhhh…!« Ein markerschütternder Schrei drang aus seinem Mund. Er vereinigte alle Panik und all den Schmerz, den dieser gefährliche Blutsauger empfand.

Sandor fiel zurück. Er ließ den Hocker fallen, preßte seine Hände gegen das Gesicht, in dem mein Kreuz das Brandzeichen hinterlassen hatte.

Schaurig sah dieser Vampir aus. Und plötzlich sah ich zwischen seinen gespreizten Fingern den ersten Staub hindurchrieseln, ein Zeichen, daß er sich bereits auflöste.

Im nächsten Moment fielen die Fingernägel ab, die Hände wurden kleiner, Haut und Knochen zerbröckelten, der Vampir ging dem Ende entgegen, das so typisch für ihn war.

Zwei Minuten dauerte es, bis mit Staub gefüllte Kleidungsstücke vor mir lagen.

Ich trat mit den Füßen dagegen und schleuderte sie aus der Gondel. Sie wurden vom Wind gepackt, hochgehoben, und ich sah noch eine Staubfahne aus den Kleidungsstücken rieseln, die sich über das Blattwerk der Bäume verteilte.

Erschöpft lehnte ich mich gegen die Wand. Meine Nase hatte aufgehört zu bluten, die rechte Gesichtsseite war angeschwollen, mein Ohr schmerzte.

Aber ich hatte gewonnen.

Nur das zählte.

Die Gondel näherte sich langsam der Talstation. Mit nur einem Fahrgast.

***

Der Mann im Overall staunte mich an, als ich mit weichen Knien die Kabine verließ. Er sah die offene Tür und die hochstehende Klappe am Dach.

»Was haben Sie denn gemacht?« fragte er.

»Fallschirmspringen geübt.«

Nach dieser Antwort hielt er mich für völlig verrückt. Ich gab ihm Bescheid, daß ich bei den Bergers zu erreichen war, wenn die anderen

zurückkamen.

Dann lief ich ins Dorf.

Unterwegs sah ich einen Bach, an dem ich notdürftig mein Gesicht reinigte. Wenig später hielt ich ein Taxi an, das mich zu meinem Ziel brachte.

Dort fand ich Suko, Hanni Kerner und zwei Tote.

Das Ehepaar Berger.

Max würde einen Schock bekommen, wenn er seine toten Eltern sah. Leider hatten wir dieses Unglück nicht verhindern können.

Suko berichtete, was vorgefallen war. Im Dorf würde natürlich die große Fragerei beginnen, und wir mußten uns wirklich etwas einfallen lassen, damit die anderen Bewohner nichts merkten.

Zwei Stunden später sprach ich mit Max Berger über das Problem, nachdem er seinen ersten Schock überwunden hatte.

»Ja, das läßt sich machen«, murmelte er. »Wir werden es als einen Unfall hinstellen. Ich kenne den Arzt sehr gut, er ist ein Schulfreund von mir, und er wird mitspielen.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

»Wollen Sie nicht noch bleiben?« wurde ich von Hanni Kerner gefragt. »Das Dachstein-Massiv eignet sich hervorragend für einen Erholungs- und Aktivurlaub.«

»Danke, aber leider kann ich nicht annehmen. Wissen Sie, mein Partner und ich haben Jobs, die den Urlaub ziemlich hintanstellen. Durch uns werden Hoteliers nicht reich.«

Hanni nickte. »Ich verstehe das schon.«

Nach einem gehörigen Schlaf und nachdem der Arzt sich meine Verletzungen angeschaut hatte, ging es wieder weiter.

Am nächsten Tag fuhren Suko und ich noch einmal zur Bergstation hoch, und tatsächlich fand ich meine Beretta wieder. Ich hoffte, Myxin würde sich uns noch einmal zeigen, aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Wir verschwanden so unauffällig, wie wir gekommen waren. Die kleine Stadt am See konnte aufatmen. Die Eisvampire existierten nicht mehr.

Von Myxin hatten wir nichts mehr gesehen. Der kleine Magier war immer noch nicht so weit, daß er sich uns anvertraute. Er würde weiter seinen Weg gehen, auf der Suche nach einem Platz und seiner Identität. Ich war jedoch sicher, daß er sich bald wieder melden würde…

ENDE